

Henning Ziebritzki
Brand

Henning Ziebritzki

Brand

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Daß August anders war, wußte ich, bevor meine Mutter es mir erzählte. Es stand ihm ins Gesicht geschrieben, das von Flüssigkeit glänzte.

Ein feuchter Film lag auf den Augäpfeln. Der verdickte sich von Zeit zu Zeit, als würde er sich aus einer Quelle in Augusts Kopf speisen. Dann bildete sich im inneren Winkel des Auges eine Träne, die, größer werdend, die rötliche Innenseite des vorgewölbten Unterlides noch verletzlicher aussehen ließ und sich langsam dehnte, bis sie herausrollte und zwischen der eingefallenen Wange und der hageren Nase herabließ. An ihrer Spitze wiederholte sich das Schauspiel in dem Tropfen, der dort baumelte – kaum herabgefallen oder weggewischt, erneuerte sich die bewegliche Form aus Feuchtigkeit. Prekär hängend, zog sie den Blick auf sich, weil man den Moment nicht verpassen wollte, in dem das größer werdende flüssige Etwas sich vielleicht lösen und fallen würde. Weckten Tränen und Tropfen eine neutrale Aufmerksamkeit, die auch die spärlichen, wie von einem Kind gezeichneten Wimpern hervorriefen, so erregte Augusts Mund Ekel, der sich jedoch in Staunen verwandelte, wenn man länger hinsah. Zwischen den Lippen, die stets leicht geöffnet waren, verlief, beim Schweigen wie beim Sprechen, eine Reihe von Speichelstrichen, die die Lippen aussehen ließen, als wären sie mit elastischen Fäden zusammengenäht. Und in den Mundwinkeln stand ein Krater weißen Schaums, der sich hohl zurückzog, wenn der Mund sich öffnete, und hervortrat, wenn die Lippen sich schlossen. Augen, Nase und Mund ließen das Gesicht zu

einem flüssigen Relief werden, das von innen überzulaufen, einem Drang und Druck ausgesetzt schien, der sich nicht beherrschen ließ. Das Abwischen der Augen, das Putzen der Nase, das Betupfen des Mundes mit dem karierten schmutzigen Taschentuch – alles war vergeblich, weil in kürzester Zeit das Naß, sich sammelnd und dehnend, rinnend und rollend, auf das Gesicht zurückkehrte, als gehörte es zu seiner Natur. Es sah aus, als wäre August ein Sinn zu eigen, dessen Aufgabe darin bestand, die Grenze von Haut und Luft, Innen und Außen zu verflüssigen.

August war harmlos. Meine Mutter hatte mich – mit der betont diskreten Stimme, die sie einsetzte, wenn es um Belange oder Bereiche jenseits des Normalen ging, das für sie die höchste Instanz war – in einer ihrer vielen Erzählungen aus dem Dorf zwar beiläufig darauf hingewiesen, daß August seltsam und zurückgeblieben sei und vieles nicht verstehe und könne, es fiel mir jedoch auf, daß sie ihn nicht als geistig behindert bezeichnete. Vielleicht wollte sie sich nicht mit uns Kindern gemein machen, unter denen es gängig, ja beliebt war, jemanden mit dieser von uns als Abwertung verstandenen Eigenschaft zu brandmarken. Auch sprach sie nie abfällig als Idiot oder Trottel von ihm oder mit vernichtendem Urteil, wie sie es mit drastischen, gedämpften Worten fällen konnte, wenn sie auf den kranken SS-Mann zu sprechen kam, der, immer noch furchteinflößend boshaft, in dem großen, nach dem Krieg gebauten Haus lebte, oder auf den Organisten, der kleine Jungs dort anfaßte, wo es verboten war, oder einen der tausend Betrunkenen, der ihr bei einem der Feste, die an jedem Wochenende gefeiert wurden, wieder einmal, wie sie es nannte,

an die Wäsche gehen wollte. An August fand meine Mutter nichts auszusetzen. Er mußte, so schloß ich, unter Beweis gestellt haben, daß der Umgang mit ihm unbedenklich und ungefährlich war. Wie alle Bewohner des Dorfes, die nicht in die Stadt zur Arbeit fuhren, hielt er sich die meiste Zeit im Umkreis des Hauses auf, in dem er wohnte. Der wurde durch die Felder des Gutshofes begrenzt, auf dem sein Vater einer der Verwalter war. Die Familie – eine Frau schien es, neben den beiden Männern, nicht zu geben – lebte in einem kleinen Fachwerkhaus am Rand des Hofes, das, ohne einen schützenden Vorgarten, nur durch einen Staketenzaun abgetrennt, an der Straße stand, die in das eine der westlichen Nachbardörfer führte. Mit seinen weiß verputzten Flächen, dem Muster der schwarzen Balken und den im Rahmen verzogenen Fenstern stammte es aus einer Zeit, von der ich spürte, daß sie lange zurücklag. Ich fand es schöner als unser Haus aus roten Ziegeln, das mein Vater zu einer lauten Baustelle gemacht hatte, indem er es mit Nachbarn und Bekannten erneuerte – was um so ärgerlicher war, als wir hier nicht tun durften, was wir sonst überall taten: in Rohbauten herumstreunen, um vergessene Werkzeuge, Bretter und Nägel und alles zu klauen, wovon wir annahmen, wir könnten es für die Buden verwenden, die wir im Wald bauten. Manchmal sah man August im Dorfladen, wo er einen beschriebenen Zettel über die Theke reichte, in der Kirche, wo er sporadisch ruckend mit nassem Gesicht um sich guckte, oder auf dem Friedhof, weil ihm jemand vom Gut den Auftrag gegeben hatte, »die Ahnen zu begießen«, wie meine Mutter eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen nannte. Sein angestammter Platz war jedoch der schmale Streifen

zwischen Haus und Zaun. Hier stand er, die Hände auf die Latten gelegt, blickte mit feuchten Augen auf die Straße und wartete, ob jemand vorüberkäme.

Sein Kopf wirkte »vom Fleisch gefallen«, ein Ausdruck meiner Mutter für die, die ihr dürr vorkamen, was in ihren Augen ebenso zu mißbilligen war wie eine zu große Körperfülle. Weil die Haut sich eng um Augusts Schädel spannte, traten Knochen und Vertiefungen kontrastreich hervor: hohle Wangen unter asymmetrisch ragenden Jochbeinen; tiefe Augenhöhlen unter der geraden, niedrigen Stirn. Wer ihn zum ersten Mal sah, hätte meinen können, sein Kopf sei eher der eines Sterbenden als eines Lebenden – wobei man im Unsicheren blieb, wozu die flimmernde Feuchtigkeit, die ihn überzog, besser gepaßt hätte. Augusts Gesichtsausdruck war wachsam, er war stets auf der Hut. Mienenspiel und Blick drückten nur zwei Gefühle aus: Mißtrauen und weniger Mißtrauen. Argwöhnisch schaute er in die Richtung dessen, der ihm entgegenkam, bis er plötzlich überrascht, mit einem Ausdruck ungläubiger Erleichterung und einem Ruck des Oberkörpers, das Tach erwiderte, mit dem er begrüßt worden war. Ob er es verstand, wenn jemand ihn, versteckt liebevoll, als Döllmer ansprach? Nie fiel das vorsichtig Ängstliche ganz von ihm ab, das sich im fragenden Schauen, im seitlich nach hinten geneigten Kopf äußerte. Übel mitgespielt wurde ihm jedoch nicht. Selbst für die Jugendlichen, die Gefallen daran fanden, im Wald einen Gefangenen mit Brennesseln zu schlagen oder seinen Kopf mit Jauche zu übergießen, stand August im Bann eines Schutzschirmes. Der war nicht sofort wahrzunehmen, wenn man ihn von weitem an seinem Zaun stehen sah

oder er einem schlurfend entgegenkam. Mit weiter Hose, Hemd und Joppe, alles in verschiedenen Grautönen weich hängend, sowie einer soldatisch anmutenden Forstmütze war er gekleidet wie jeder der Männer im Dorf bei der Arbeit; dazu trug er klobige, verdreckte Schuhe mit einer runden, verstärkten Spitze. Aber die Kleidung konnte nicht verdecken, daß August von einem anderen, einem gestörten Geist beherrscht war. Wenn wir mit ihm umgingen und sprachen, so verband uns das zwar; aber in ähnlicher Weise begegneten wir Hunden, Pferden und Kühen, denen wir – sei es aus Einfühlung, sei es aus Pragmatismus – unterstellten, daß sie uns verstanden. Was die Empfindung einer gemeinsam bewohnten Welt betraf, so blieb August abseits, in seinem eigenen Bezirk, ob er nun, schniefend und mißtrauisch äugend, am Zaun stand oder irgendeine seiner unscheinbaren Arbeiten verrichtete.

Ich hätte nicht sagen können, in welchem Alter der flüssige August war, als ich zum ersten Mal in Berührung mit ihm kam. Für meine Mutter oder andere schien das keine Rolle zu spielen, wenn sie über ihn sprachen. Er war uns Greis und Kind zugleich – eine Formulierung, die mir sehr viel später im Nachdenken über ihn einfiel, nachdem meine Urgroßmutter mir zum siebzehnten Geburtstag eine Ausgabe von Heines Gedichten geschenkt und ich, berauscht vom Rhythmus der ersten Zeilen, *An die Engel* gelesen hatte. Zur Alterslosigkeit paßte, daß August seit je zum Dorf zu gehören schien. Es war leicht, sich vorzustellen, daß er früher, vor meiner Zeit, aus einer anderen Familie stammend und in anderer Gestalt, historisch korrekt kostümiert, auch schon mit rinnendem Gesicht an einem

Zaun gestanden hatte. War er durch den Allerweltsnamen mit den anderen im Dorf verbunden, die Maurer, Bauer, Postbeamter oder Bäcker waren oder bei VW, Conti, Varta oder der Sparkasse arbeiteten, so ließen ihn sein Gesicht und die Aura, die ihn umgab, heraustreten aus der Schar der Männer. Manch anderem hing zwar auch ein Tropfen an der Nasenspitze wie an der Tülle einer Kanne, August war jedoch der einzige, dessen Gesicht glänzte, als bestünde der Sinn seines Körpers darin, durchlässig zu werden.

Was ließ die Steine nach dem Winter, Jahr für Jahr, aus dem Acker hervorquellen? Saugte der Mond mit kosmischen Kräften die schweren Brocken, wie das Wasser an der Nordsee, so stark an, daß sie aus der dunklen Tiefe an die Oberfläche traten? Spielten Tote unter der dünnen Schicht, auf der wir herumliefen, in riesigen Hallen ihres langweiligen Zeitvertreibs mit Steinen, die sie versehentlich an die Decke warfen, wo sie, sichtbar für uns, steckenblieben? Oder brachten die größer und schwerer werdenden Bagger, Trecker und Anhänger den Boden zum Schwingen und ließen die Steine nach oben hüpfen? Sobald der Schnee geschmolzen war und sich auf Restflächen, deren Ränder braun verharschten, zurückgezogen hatte, sah man sie liegen auf der schwarzen Erde, von Rinnsalen umrieselt, an ihren Rändern geschmückt von grünen Hälmmchen, die die Kraft gehabt hatten, unter ihnen hervorzusprießen, und jetzt von ihnen abstanden wie Haarbüschel von einem kahlen Schädel.

Augusts Tätigkeiten waren geringer als die eines Knechtes oder Hilfsarbeiters. Er war nicht verständig und geschickt

genug, um mehr zu übernehmen als kleine Botengänge, das Ausspülen der Milchkannen, das Füttern des Federviehs oder Laubharken, was er am liebsten tat. Im Herbst, nach der Kartoffelernte, trug er mit uns Kindern das Kraut auf Haufen zusammen, damit es verbrannt werden konnte. Im Frühjahr, sobald die Erde sich frei vom Schnee zeigte, war es seine Aufgabe, die Steine vom Acker zu sammeln. Es ging nicht um die, die man liegenlassen konnte, von der Größe eines Apfels, einer Glühbirne, einer kleinen Faust. Es ging um die, welche Feldsteine genannt wurden. Sie waren groß genug, um die Pflugschar zu beschädigen, die bald die Furchen in das Erdreich ziehen sollte, und den Wuchs der zarten Pflänzchen zu verhindern, die aus der Saat aufgehen würden. Diese Gefahrenquellen zu erkennen, war August in der Lage. Er teilte sich die Fläche in Zonen ein, die er abschritt, um die Steine zu finden, die er vom Acker entfernen mußte. Hatte er einen Fremdkörper ausgemacht, trug er ihn an den Rand, wo er Haufen aus seinem tellurischen Fundwerk bildete. Klackend und knirschend fiel ein Stein auf den anderen und ließ Sandbrocken durch die Luft spritzen – kleine Fontänen aus Braun, Grau und Schwarz, die tief und hell leuchteten, bevor die Farben dumpf ersterbend auf den Boden prasselten. Manchmal packte August der Ehrgeiz, die Steine zu einer kleinen Pyramide zu stapeln. Hatte die Bildreportage über ein inszeniertes Ägypten, die er in einer Ausgabe von *Quick* oder *Stern* gesehen haben mochte, sein Begehren geweckt, ein solches Bauwerk nachzuahmen, wie es die winzigen Fotos in der von Nässe aufgerollten, vergilbt verklebten Illustrierten erhaben und bedeutsam vor sein feuchtes Auge gestellt hatten? Oder hatten andere

ihm gezeigt, daß man, zum Vergnügen oder um sich eine kleine Arbeitspause zu verschaffen, aus Feldsteinen eine Pyramide stapeln konnte? Es erwies sich als schwierig, das Vorhaben in die Tat umzusetzen, weil die Steine von unterschiedlicher Größe und Form waren. Nachdem er die erste Schicht quadratisch gelegt hatte, stand er, mit einem Stein in der Hand, grübelnd vor dem Fundament, um zu überlegen, wie die nächste Lage am besten zu stapeln sei, ohne daß sie mit der ersten ins Wackeln geriet. Selten gelang es ihm mit seiner Steinkunst, bis zur Spitze zu kommen und schließlich, nachdem er mit Glück Lage um Lage ausbalanciert hatte, den letzten Stein auf den hohen, nach oben sich verjüngenden Bau zu legen. Meistens zerrollte das ganze bisherige Werk, weil ein Stein nicht fest liegenblieb, sondern sich löste und die unteren Schichten kollernd mit sich riß.

Manche glatt geschliffenen Granitwürfel des unterirdischen Andrängens, manche hohl vernarbten Fremdlinge, die an Reste von Mauerwerk erinnerten, hatten sich ganz aus der Erde herausgearbeitet, andere mußten an der Größe der aus dem Boden ragenden Kuppe, der Form der Wölbung als Hindernis für die Pflugschar erkannt werden. Das erforderte eine besondere Kennerschaft; denn ein Gesteinsbrocken konnte eine Spitze zeigen, die so klein war, daß nur ein geübter Blick an gewissen Eigenheiten der Krümmung das verborgene Ausmaß der gefährlichen Größe abschätzen konnte. Dann zog August an dem, was minimal herausragte, mit den Fingern, die sich in die Erde gegraben hatten, und es wurde geruckelt, gewackelt und getreten, bis der Stein locker genug lag, um ihn mit beiden

Händen aus dem geweiteten Loch zu hieven. Es waren keine großen, keine auffälligen, es waren Jedermannshände, die durch den Umstand, daß sie einem so sichtbar beschränkten Geist gehorchten, davon ausgeschlossen wurden, einen Hammer, eine Peitsche oder ein Gewehr halten zu dürfen. Manche Steine waren so schwer, daß sie, wenn sie überhaupt mit den Händen sicher gegriffen werden konnten, von zwei Männern gehoben und mit einer Schubkarre an den Ackerrand gebracht werden mußten. Von den größten grub August nur den Rand frei und markierte sie mit einem in die Erde gerammten Stock. Sie wurden vor dem Pflügen mit einem Trecker heraus- und an den Feldrand gezogen.

Die Hälfte von Augusts Arbeit war Träumen. Dann schien er den Stein zu seinen Füßen und die ihm übertragene Aufgabe vergessen zu haben und stand reglos, mit leicht gebeugten Knien, auf dem Acker, als hätte er seinen Zaun vor sich. Die Augen schimmerten. Abwesend schaute er auf eine Steinkuppe, die sich in einiger Entfernung aus dem Boden erhob, als kennzeichnete sie den Eingang zu einem versunkenen Bereich, den nur er sah, oder auf sein Fahrrad, das, blau glänzend wie die Reste eines zertretenen riesigen Insekts, am Feldrand zwischen zwei Steinhaufen lag. Oder er hörte, den Kopf etwas emporgereckt, auf eine Lerche, die aus großer Höhe unsichtbar ihre Melodien herabfließen ließ. Das Träumen schien besser zu ihm zu passen als die Arbeit. Zu der gehörte ein Nachdenken, das August manchmal anzustrengen, ja zu quälen schien, so daß Kopf und Blick verständnislos herumruckten, wenn Schlüsse, die aus den Gedanken gezogen werden mußten, zuviel für ihn wurden. Sollte er weitergraben oder gleich

einen Stock suchen, um ihn neben den Stein zu stecken, der unter seinem Ruckeln und Schaufeln größer und unhandlicher wurde? Er wäre der letzte gewesen, der hätte sagen können, was ihm dabei durch den Kopf ging. Manchmal sah es aus, als gäbe er sich, durch und durch gedankenlos, dem Anblick der panisch wimmelnden Welt hin, die er entblößte, indem er einen großen Stein aus dem Boden zog, oder dem hellen, sausend an- und abschwellenden Rauschen des Kiefernhauns, der sich auf der Wiese neben dem Acker zusammendrängte. Der harte, kalte Wind vermochte den feuchten Schleier nicht zu trocknen, der sich stetig auf seinem Gesicht erneuerte. Wäre man näher an ihn herangetreten, hätte man sehen können, wie die weite, von Schneeflecken durchzogene schwarze Landschaft sich winzig schachbretthaft in den Schlieren seiner Augen spiegelte.

August war einsilbig. Den Gruß Tach erwiderte er mit demselben Wort. Auf Fragen – auch wenn eine ausführliche Entgegnung erforderlich gewesen wäre, um von Frage und Antwort sprechen zu können – folgte ein Ja oder Nein, und auf dem Feld, bei den Milchkannen oder den Hühnern faßte er Antworten auf Anweisungen oder Rechtfertigungen seines Tuns in ein Hier oder Da zusammen. Es war ihm jedoch anzusehen, daß er am liebsten auch auf diese Silben verzichtet hätte. Waren Worte durch eine Frage oder eine Schwierigkeit, die seine Tätigkeit stocken ließ, drangvoll nötig geworden, konnte man verfolgen, wie es in seinem verschleierten Gesicht zu arbeiten begann und er, nach innen horchend und nach außen schauend, zu prüfen schien, ob eine Äußerung unausweichlich war oder sich noch einmal vermeiden ließ. Ängstlich schielte er zu seinem Gegen-

über, um sicherzugehen, daß er nicht Ärger oder Unmut oder gar ein Schimpfen auf sich ziehen würde, wenn die erwarteten Worte ausblieben. Sah er im Gesicht des ihm Vorgesetzten – und alle im Dorf waren auf ihre Weise Vorgesetzte für ihn – die Spur einer sich verfinsternden Miene, verkrampfte sich sein Körper, bis er sich einen Ruck gab und die Silbe ausstieß, mit der er hoffte, die in der Luft liegende Bedrohung zu verscheuchen. Wie sehr sich eine angespannte Situation für ihn in körperliche Anstrengung verwandeln konnte, war an dem Druck zu spüren, der sich in dem endlich gefundenen Wort entlud, und der Scham, damit etwas Falsches getan zu haben. So kam es dazu, daß sein Gesicht aussah, als würde er den Laut, zu dem er sich mühsam durchgerungen hatte, gleich wieder verschlucken wollen. Er würgte die erforderliche Silbe heraus und schnappte sofort mit dem offenen, speichelspritzenden Mund nach vorn, um sie wieder einzufangen, worauf er, laut schmatzend, die Lippen verschloß, um den Laut durch die Kehle, am hüpfenden Adamsapfel vorbei, zurückzupressen. War er besonders aufgeregt, schoß für den Moment des Schnappens die Zunge heraus und stand spitz hervor, als wollte sie die zurückgesaugte Silbe auffangen. Das gab es nur einmal im Dorf, und obwohl es, wie meine Mutter mir eingeschärft hatte, ungehörig war, brachten etliche August mit einer unnötigen Frage bloß zum Sprechen, um zynisch schmunzelnd das antagonistische Silbenspektakel in seinem sprühenden Gesicht zu studieren.

Trieben viele auch gelegentlich Spott mit ihm, die Ahnung verließ uns nicht, daß er auf eine Weise anders war, die deutlich eine Grenze zwischen ihm und uns zog.

Daher wäre es niemandem eingefallen, seinen Namen zu verniedlichen oder zu verballhornen, obwohl alle Männer im Dorf, die ausnahmslos August, Christian, Johann, Friedrich, Hermann, Wilhelm oder – wie meine Großväter – Heinrich hießen, mit einem Spitznamen gerufen wurden. Sei es in der Anrede, sei es im Gespräch über ihn, er wurde immer August genannt. So wurde mit dem innerlich klaren Abstand, der einen Kosenamen unmöglich und August gelegentlich boshaft zu einem Spielball machte, halb bewußt auch eine gewisse Scheu oder gar Achtung zum Ausdruck gebracht. Die meisten in Brand hätten das niemals zugeben wollen – geschweige denn, daß sie einen Grund dafür hätten nennen können.

2

Ich trat aus dem dunklen Hausflur auf den Hof, der noch im Schatten lag. Der Morgen roch ganz frisch und neu. Ein Hauch von Tau ließ ein feines Arom vom Sand aufsteigen, den die Sonne in den Tagen zuvor beschienen und knüppeltrocken gemacht hatte. Die Spuren von Feuchtigkeit, die als Klarheit in der Luft lag, schmeckten herb und süß zugleich, wie ein aufgeschnittener Pfirsich. Mein Atem ging heftig, ich blieb hinter der Schwelle stehen, um zu warten, bis er sich beruhigen würde.

Unter dem Ziehen der Riemen schmerzten meine Schultern, unter der Last des Tornisters der Rücken. Dort hatte die Sonne gewütet und ihre zerstörerischen Exzesse gefeiert. Noch ganz bleich hatte ich am Vortag, wie bei jedem Wet-

ter, draußen gespielt und unter dem wolkenlosen Himmel den Oberkörper entblößt gelassen, um so braun zu werden, wie die anderen Jungen es bereits waren, die stolz die dunkle Farbe ihrer Haut zeigten. Da Sonnencreme die Bräunung verlangsamt, wenn nicht verhindert hätte, hatte ich mich um das Eincremen gedrückt. So konnte die Sonne auf dem ungeschützten Körper ein vernichtendes Feuer entfachen, das auch am Abend und in der Nacht still weitertobte. Auf der roten, heißen Haut hatten sich große Brandblasen gebildet, die prall von Flüssigkeit vom Rücken abstanden. Wenn sie platzten oder aufgestochen wurden, hingen Fetzen auf dem offenen Fleisch, das im Spiegel blutig glänzte. Im Dorf gab es einen Hausarzt. Ein Teil der Bevölkerung brachte ihm uneingeschränkte Hochachtung entgegen, weil er sich im Krieg an der Front einen legendären Ruf bei der Behandlung von Wunden aller Art erarbeitet hatte und seine in diesen Dingen erfolgreiche Kunstfertigkeit auch im Dorf Verletzten bei Brüchen und Fleischwunden zugute kam, etwa wenn es notwendig war, den blutenden Stumpf eines Fingers oder eine Gliedmaße, die durch einen Unfall abgetrennt worden war, schnell und wirkungsvoll zu versorgen. Andere hegten einen tiefen Groll gegen ihn, weil er bei einer jungen Frau eine Lebensmittelvergiftung übersehen und in einem anderen Fall, bei einem Jungen, der etwas älter war als ich, nicht die Symptome einer Leukämie erkannt hatte, die tödlich endete. Von dem alten Arzt hatte meine Mutter eine Salbe erhalten, die sie mir nach dem Frühstück mit einem Backpinsel auf Schultern und Rücken auftrug. Nachdem das schmierige Mittel eingezogen und halbwegs getrocknet war, versuchte ich, mir das Hemd so anzu-

ziehen, daß es nicht über die Haut schabte, sondern gleich dort zum Aufliegen kam, wo es hingehörte. Das fühlte sich unangenehm an, weil der Stoff am Körper klebte. Dann setzte ich vorsichtig den Ranzen auf – ein Ding aus Leder, dessen gewölbte Kappe, die man aufklappen konnte, ihm die Form eines großen Buches gab – und trat auf den von Feuchtigkeit duftenden Hof.

Zur Schule, deren zweites Jahr dem Ende entgegenging, konnte ich verschiedene Wege gehen. War es spät geworden, nahm ich den schnellsten, der nicht der kürzeste war: hinunter zum Haus meiner Großmutter, wo ich nach links in die Hauptstraße abbog, der ich folgte, bis ich zum Schulgebäude gegenüber der Kirche kam. Ich liebte es jedoch, unterwegs herumzutrödeln. Daher ging ich, wenn ich früh genug aufgestanden war, links hinauf zur Mühle und bog an der ersten Kreuzung, bei dem Bauernhof auf der Ecke, nach rechts zum Friedhof ab. Auf dieser Route kam ich zuerst durch ein Neubaugebiet, wo ich den Maurern und Dachdeckern zusah und hoffte, daß sie mich bemerkten und mit einem ihrer Männerwitze ansprechen würden; dann ging es durch Felder und Äcker, um den Friedhof herum und auf die Hauptstraße, die mich von der anderen Seite zur Schule führte. Mein Lieblingströdelweg war der kürzeste, wenn man ihn in Metern oder Minuten maß, er dauerte jedoch am längsten, weil ich, wenn ich ihn wählte, am leichtesten die Zeit vergaß. Dafür mußte ich von unserer Straße nach links in den Garten meiner Großmutter einbiegen, indem ich mich durch eine Lücke im Maschendrahtzaun zwängte, der vom vielen Hinüberklettern an einem Pfosten eingerissen war. Und war ich auf der anderen Seite des Grundstücks

über den Jägerzaun gestiegen, konnte ich quer durch ein Kornfeld gehen, bis mich die Diagonale auf die Hauptstraße führte. Diesen Weg zog ich den anderen vor, weil es hier vieles gab, was mich verweilen ließ; zudem führte er streckenweise, abseits der öffentlichen Straßen, wo alle mich sehen konnten, über ein Terrain, auf dem ich allein war und mich unbeobachtet in meinem Fürmichsein fühlte. Um die kleine Halle herum, die am äußersten Rand des Gartens stand, lagen oft Holzreste, Abfälle vom Sägen und Schneiden, die der Tischler, an den sie verpachtet war, nicht mehr brauchte; waren die Stücke passend, steckte ich sie in den Ranzen, größere legte ich einzeln oder zusammen mit anderen unter einen Busch, um sie später abzuholen. Manchmal, wenn ich sicher war, vom Haus aus nicht gesehen zu werden, pflückte ich vom äußersten der Bäume, die Krone an Krone in dichten Reihen standen, ein paar der reifen, süßen Kirschen, um sie gleich zu essen. Das war verboten, weil meine Großmutter die Kirschen verkaufte, um ihre schmale Rente aufzubessern. Die rechtwinklig aufgeschütteten, präzise geplätteten Erdreihen für den Spargel, der ebenfalls zum Verkauf angebaut wurde, wirkten eintönig und wenig einladend auf mich – ich hatte einmal versucht, dort mit Matchbox-Autos zu spielen, was einen harschen Verweis zur Folge hatte. Das Kornfeld, das sich an den Großmuttergarten anschloß, war nicht groß, aber es gab mir das Gefühl, es sei meines und gehöre für die Zeit, die ich es durchstreifte, nur mir. Darum nahm ich in Kauf, von jemandem auf der Hauptstraße gesehen und bei meiner Mutter angeschwärzt zu werden, denn durch Getreidefelder zu gehen war streng untersagt.

Als ich an jenem Morgen auf dem Hof stand, fragte ich mich, unter dem Eindruck des Brennens auf Schultern und Rücken, ob nicht vielleicht der Trödelweg quer durch Garten und Kornfeld das geringere Übel wäre, wenn ich zügig ginge. Ich müßte nur zweimal, am Maschendraht und am Jägerzaun, den Tornister ab- und wieder aufsetzen, den ich zudem im Garten, wo mich die anderen Kinder nicht sehen würden, in der Hand tragen konnte. So schob ich mich durch das Kornfeld, nachdem ich die Zäune glücklich passiert und den Garten, ohne stehenzubleiben, durchquert hatte. Weil es erleichternd war, nicht das Gewicht auf dem geschundenen Rücken tragen zu müssen, hielt ich den Ranzen noch an der Schlaufe, die in der Mitte aus der Kappe ragte. Schultern und Rücken schmerzten, aber der Schmerz war nicht so groß, daß er nicht ein Teil meiner Befindlichkeit hätte werden können, an den ich mich allmählich gewöhnt hatte – etwas wie ein unsichtbarer Tornister aus Brennen, Stechen und Pochen, den ich zwar unangenehm spürte, wenn ich aufmerkte, aber ansonsten als etwas vergessen hatte, was zu mir gehörte. Störend war das Hemd, das bei der leisesten falschen Bewegung auf der Haut scheuerte.

Wie die unzähligen Male zuvor fühlte es sich auf angenehme Weise richtig an, allein das Feld zu durchqueren. Dort, wo ich mir meinen Weg durch das Korn bahnte, brandete ein leises Prasseln, ein feines Klacken auf, wenn die Halme und Ähren aneinanderstießen, und verebbte hinter mir zurück in das leichte Rauschen, das aus dem ganzen Feld aufstieg. Es war kein Erschrecken – überrascht wurde ich aus dem verträumten Hören geweckt, als mein Fuß an etwas Großes, Weiches stieß. Auf dem Boden lag,

von geknickten und schräg aufragenden Halmen umgeben, ein Raubvogel. Es sah aus, als wäre er auf dem Rücken hingebreitet worden, die Flügel weit ausgeklappt, die schlaffen Krallen hochgezogen, wie ein kleines Kind zum Schlafen die Knie anwinkelt. Quer über die Brust lief, auf einem hellen Band, kontrastreich ein Muster, das wie ein schwarzes, breites W aussah. Mein erster Gedanke war das Bedauern, daß es ein Bussard war – um wieviel aufregender wäre es gewesen, einen Habicht oder Falken aus solcher Nähe betrachten zu können. Oben, unter dem Hals, war eine Lage von Federn rötlich verschmiert. In panischer Sorge sah ich auf meinen Fuß. Damals kannte ich keine größere Angst als die, mich an einem Kadaver mit etwas zu infizieren, das im schlimmsten Fall zum Tode führen konnte. Doch an den Zehen, die aus der Sandale ragten, waren keine Spuren von Blut zu sehen. Heftig wischte ich sie an den Halmen und der Erde ab, bis es weh tat und sie ganz schmutzig geworden waren. Am Nachmittag, so nahm ich mir vor, würde ich wiederkommen, um den toten Vogel mit einem Tuch zu greifen und in einer Kiste nach Hause zu tragen. Ich freute mich darauf, ihn ausführlich unter die Lupe zu nehmen und ein paar Schwungfedern als Trophäe herauszureißen. Vielleicht würde ich sogar Teile des Skelettes ernten können, wenn ich den Vogel an einer verborgenen Stelle in unserem Garten vergrub und lange genug wartete. Aber diese Träume und Pläne waren nach der Schule vergessen.

Wie immer, wenn es nicht in Strömen goß, spielten die Kinder – es gehörte zu ihrem Selbstgefühl, zuerst und vor

allem anderen Kind zu sein, nicht Schüler, Sohn oder Tochter oder anderes – in der Pause auf dem Schulhof. Das war die Fläche zwischen dem Schulgebäude und der Sackgasse, die den Hof mit einem geschwungenen Rand begrenzte, der in auffallendem Gegensatz zu der langen, geraden Linie des Gebäudes stand. Es lag quer zur Hauptstraße, als wenn es mit der Schmalseite über die Straße auf die Kirche zeigen wollte. Es gab keinen Zaun. Der Boden des Hofes bestand aus festgetretener Erde und war vom Gehen, Laufen, Hüpfen, Trampeln, Stehen, Knien, Sitzen und Liegen über Jahre und Jahrzehnte steinhart geworden; in sanften Wellungen bildeten sich bei Regen hier und da flache Pfützen, die lange stehenblieben. Das Schulhaus war ein langgestrecktes, an den Gutshof erinnerndes Gebäude aus roten Ziegelsteinen, dessen Erdgeschoß mit den Klassenräumen etwas erhöht lag; eine Reihe von Kellerfenstern ragte vergittert halb aus dem Boden. In der Wohnung im Dachgeschoß lebte ein alter Lehrer, den die Kinder nie zu Gesicht bekamen und von dem sie nichts weiter wußten, als daß er im Krieg gewesen war. Zum Haupteingang, der aus einer von Milchglas eingerahmten, doppelflügeligen Tür bestand, führte eine massiv gemauerte Treppe aus sechs, sieben Stufen hinauf, die links und rechts von einem schräg mitlaufenden Mäuerchen begrenzt war; sie liefen unten in rechteckige Säulen aus, auf denen jeweils eine glatt geschliffene, etwa menschenkopfgroße Steinkugel mit Zement befestigt war. Auf dieser Treppe stand in der Pause, manchmal eine Lord Extra rauchend, eine der beiden Lehrerinnen, um die Kinder zu beaufsichtigen (ich kannte die Art der Packung, die unterhalb der Kugel auf der Säule lag, von meiner Mutter). Die

Lehrerinnen waren, wie meine Mutter wußte, in dem Jahr geboren, in dem der Krieg zu Ende gegangen war, und die Stellen an unserer Schule waren jeweils ihre erste. Fräulein R. war meine Klassenlehrerin, Fräulein E., ihre Freundin, unterrichtete die höhere Klasse. Sie waren jeden Tag anders angezogen, schicker als die Mütter zu Hause, und oft geschminkt. Die beiden wohnten in der kleinen Dachwohnung meiner Großmutter, wo jede ein Zimmerchen mit Waschbecken hatte und es auf der Treppe eine Toilette gab.

Wir durften, wenn das Geschepper der Klingel das Ende der Pause ankündigte, nicht wie wir wollten und ungeordnet in die Klassenräume zurückströmen, sondern mußten, zu zweit hintereinander stehend, vor der Treppe Aufstellung nehmen. Sobald sich aus dem Gewusel auf dem Hof, wie angeordnet, die vollständige Reihe von sich an der Hand haltenden Paaren gebildet und das Treten und Knuffen, das Streiten und Nachhintenschauen aufgehört hatte, trat die Lehrerin zur Seite und wartete kurz ab, um uns für eine Weile in der befohlenen Ruhe verharren zu lassen. Nachdem sie aus der Hüfte mit dem Unterarm gewunken hatte, durfte sich die Schlange in Bewegung setzen – und kehrte mit den ersten Schritten zurück in ein chaotisch lebhaftes Durcheinander. Als das Pausenzeichen erklang, rannte ich an jenem Tag, wie oft, sofort zur Treppe, um zum ersten oder wenigstens zweiten der Pärchen zu gehören, die sich rasch zusammenfanden – dafür nahm ich es sogar in Kauf, einem Mädchen die Hand halten zu müssen. Ich mochte diese kleine Pause nach der Pause, eine kostbare Zeitspanne, in der ich, ohne etwas tun zu müssen oder zu wollen,

schauend vor der Lehrerin stehen konnte, solange sich hinter mir rufend und lachend die Schlange vervollständigte. Wie in einer durchsichtigen Hülle fühlte ich mich, mit den anderen verbunden, aber unberührt von ihnen, allein mit der Möglichkeit, ungestört und unbeachtet zu beobachten. Besonders gerne stand ich vorne, wenn, wie an diesem Tag, Fräulein E. die Aufsicht hatte.

Ich war zu einer Grenze gelaufen, von deren Existenz ich nicht wußte. Weder verspürte ich ein aufgeregtes Interesse, wie es mich befallen konnte, wenn ich beim Spielen auf etwas stieß, was mir bekannt vorkam, aber ohne Namen war, noch suchte ich, an dieser Treppe stehend, etwas, wie ich nach etwas suchte, was ich verloren hatte oder von dem ich wußte, daß es da oder dort sein mußte wie der neu entdeckte Tümpel im Wäldchen, von dem die anderen schwärmerisch erzählt hatten. Ich beugte mich nicht über eine Wasseroberfläche, um durch mein unruhiges Spiegelbild hindurch etwas zu entdecken, was unten schwamm oder am Boden lag; ich zwängte meine Hand nicht in eine rauhe Mauerspalte, in der eine Eidechse verschwunden war; es war auch nicht so, daß ich schaute, wie ich manchmal in die Wolken träumte, um zu sehen, ob aus dem tobenden Geschiebe für ein paar Momente ein Gespenst sich türmen, ein Tier sich formen würde. Ich stand vor der Treppe und ließ den Blick über die Fugen, die roten Klinker der Mäuerchen und die Kugeln gleiten, von denen ich nicht glauben konnte, daß sie nicht irgendwann durch eine Gewalt, und sei sie unbeabsichtigt, doch ins Rollen gebracht würden. Und wie ich nichts erwartete oder gar erhoffte oder ersehnte, so zeigte sich von der anderen Seite nicht die Spur

eines Ziehens, eines Lockens oder Rufens, nicht das leiseste Geräusch von etwas, unter dessen Andrang einstürzen, zusammenbrechen würde, was den unwissenden Blick von dem trennte, was sich gleich enthüllen sollte. Ich stand in der ersten Reihe, vor mir die Stufen, auf deren oberste die Lehrerin gestiegen war, um die heranströmende Kinderschar zu überblicken; den Schulhof und die anderen Kinder hatte ich ebenso vergessen wie die brennenden Schmerzen auf Rücken und Schultern. Ich blickte auf die Lehrerin, wie ich es schon oft getan hatte: Von unten sah ich ihr rundes Kinn, die Wangen, deren Knochen etwas vorstanden und ihrem Gesicht eine strahlende Fülle gaben, wenn sie lachte; ich sah die in der Mitte gescheitelten, vollen braunen Haare, die in großen, festen Wellen auf die Schultern herabfielen; sah die Lippen, die leicht geöffnet blieben, wenn sie nicht rauchte, und ihre Augen, die weich und verträumt, mit gesenktem Oberlid, ins Ungefähre schauten, obwohl sie die Pflicht gehabt hätte, die Kinderschar entschieden und mit scharfem Blick zu inspizieren. Ihre Unterschenkel waren auf der Höhe meiner Augen: Ich schaute, rechts wie links, auf die gerundete Fläche der Schienbeine, die leicht gebräunt waren, hell honigfarben und völlig glatt, so daß die Haut an der Vorderkante etwas schimmerte. Mich streifte der Gedanke, das müßte sich fest und kühl anfühlen, wie die Kugel auf der Säule, wenn es auf sie geregnet hatte. Zugleich kam mir in den Sinn, wie sehr es schmerzte und wie schnell sich eine klare, blutig umrissene Wunde bildete, wenn ich mich an dieser Stelle verletzte. Die Wadenmuskeln traten hinter dem Schienbein gewölbt und glänzend hervor. Ich fühlte den Wunsch in mir aufsteigen, vorzutreten und

die paar Stufen hinaufzugehen, um hinüberzugreifen und ein Bein zu berühren und zu betasten. Davon hielt mich das Wissen ab, daß das unstatthaft und unpassend gewesen wäre und lange, verwickelte Gespräche mit der Lehrerin und meiner Mutter nach sich gezogen hätte, die ich um jeden Preis vermeiden wollte, weil ich wußte, daß ich am Ende würde lügen müssen. Ich spürte auch (und dieses Gefühl war neu), daß eine Bewegung, ein Hinübergreifen schließen und damit zerstören würde, was sich, obwohl es nicht mit den Augen zu sehen war, als zarte Öffnung, als feiner Riß zeigte, der mich anzuziehen begonnen hatte. Die Lehrerin trug einen dünnen Stufenrock, der bei Drehungen des Körpers manchmal die Knie sehen ließ; ich wußte, daß es schöne Knie waren, aus denen keine unförmig großen Ausbuchtungen des Gelenkes hervorstanden, schmaler als die meiner Mutter. Glitt der Blick nach unten, war da der Fuß.

Die Lehrerin stand so, daß die Zehen mir zugewandt waren; die Sandale ragte etwas über die Kante der Stufe. Die Sohle und der flache, leicht keilförmige Absatz waren aus Kork. Vorne spannte sich über den Fußrücken ein dunkelbrauner Riemen, der etwa so breit war wie ein, zwei Erwachsenenfinger und konkav genau so gefertigt, daß er alle Zehennägel gänzlich sichtbar ließ. Um die Fessel schlang sich der andere Riemen, der zur Sohle lief und die Ferse freiließ. Wie der Knöchel sich dezent wölbte, wirkte das Gelenk schmal, fast kindlich. Wieder staunte ich, daß, wie bei Pferden, ein solch zartes Gebilde das Gewicht eines ganzen Körpers tragen konnte. Der Mittelfuß leuchtete, wie das Schienbein, bräunlich klar, als markierten die Rie-

men, die ihn begrenzen, ein Ziel. Die Zehen, der zweite leicht über den großen und die drei kleineren hinausragend, schoben sich eng zusammengedrückt über den Rand der Sohle. Die Nägel waren rosa lackiert. Das war eine Farbe, die im Alltag des Dorfes gestattet war, wie ich von meiner Mutter wußte. Es gab noch blutroten Nagellack, aber der wurde für Feiern aufgetragen; er galt ansonsten als unschicklich, Signale über das hinaus sendend, was erlaubt und erwünscht war.

Es war der große Zeh der Lehrerin, der mir besonders ins Auge fiel. Auf ihm lag ein rosa Nagel, der, eine Spur breiter als lang, fast ein Rechteck bildete und leicht gewölbt die fleischig gerundeten Ränder des Zehs, auch vorne, sanft hervortreten ließ; der Nagel war nicht gerade, sondern minimal konvex geschnitten, was wie ein Vortasten, ein Ausstrecken, wie die Verheißung einer Berührung aussah. Das alles hatte ich schon an vielen Tagen während des Wartens vor der Treppe gesehen, und jedes der Kinder auf dem Schulhof hätte es ebenso sehen können. Heute aber beginnt etwas zu geschehen mit dem, was zu sehen ist. Es verdoppelt sich. Aus dem Riß, dem, was sich geöffnet hat, tritt ein Bild hervor. Als der Blick auf dem großen Zeh verweilt, der ihn stärker anzieht als andere Teile des Fußes, lösen sich das Rosa des Nagels, seine, wie mir plötzlich aufgeht, perfekte Form, lösen sich die vier unscheinbaren, schön fleischigen Ränder, die den Nagel begrenzen, von dem Zeh und werden zu einem Bild. Es zeigt den Zeh, ist jedoch nicht mit ihm vermischt; die Farben und die Formen, die das Bild darstellen, sind etwas anderes als der Nagel, die Haut und das Fleisch, ohne von ihnen getrennt zu sein.

Das Bild brennt sich dem Blick mit einer bis dahin nicht gekannten Hitze und Stärke ein, als hätte eine Leere darauf gewartet, genau damit gefüllt zu werden. Auch diese Leere ist plötzlich da. Und zugleich mit dem Gefühl, durchdrungen zu werden, brandet ein Verlangen nach dem Bild auf, das zu sehen ist, und nach dem Zeh, von dem das Bild sich gelöst hat. Es ist, als hätte sich eine Schlucht, eine riesige leere Röhre gebildet, durch die es mit einer Kraft strömt und zieht, so stark wie der Sturm, der in die Eichen greift, oder der Fluß, der ein Dorf weiter fließt und an dem bei Hochwasser zu spielen verboten ist. Das verbindet sich mit der Empfindung, daß das Geschehen auch den, der das sieht, verdoppelt: In ihm erwacht jemand und wächst und wird größer und droht den mageren Körper zu zerreißen. Dieser andere will mit aller Macht hinüber zu dem, was er wahrnimmt, und das ist merkwürdig, denn ihn verlangt nach etwas, was schon in ihm ist. Der Zeh ist winzig, sein Bild nicht viel größer, aber zusammen ziehen sie in eine andere Welt, die reicher ist, größere Entdeckungen bereithält als alles, was der Junge kennt. Das Glück zu sehen, was vor Augen ist, und zu spüren, welche reißende Macht sein Bild hat, wird überboten von dem innigen Wunsch, es auch haben zu wollen, ohne zu wissen, wie das gehen und was dieses Haben bedeuten sollte. Oder doch? Aus der Schlucht krabbelt etwas herauf, vielarmig, mit Saugnäpfen, die um so mehr werden, je höher es kommt, und die sich klebrig an den kindlichen inneren Menschen heften, bis sie Stück für Stück die ganze Haut ersetzt haben. Sie bilden eine einzige pochende Fläche, die saugt und mit Gewalt nichts anderes erstrebt, als sich den Zeh einzuverleiben. Aber würde es

dem Erfülltsein durch den Blick etwas hinzufügen, wenn der Zeh, der Fuß, Schienbein und Wadenmuskel auch zu berühren, zu betasten wären? Oder sieht das Glück so aus: Mit aller zur Verfügung stehenden Kraft nach etwas verlangen zu müssen, das einen schon durchdringt und in Jubel versetzt?

Das Bild verdoppelte den Zeh, und es wanderte. Mit dem Blick glitt es über die Lehrerin als etwas, was auch die anderen Stellen des Beines verdoppeln konnte. Es ließ sich nieder auf dem feinen Leuchten, das von der Kante des Schienbeins ausging und es noch deutlicher, noch inniger wirken ließ. Lagen die Augen auf dem Wadenmuskel, machte das Bild ihn plastischer, griffiger, gab der Bewegung zu dem hin, der das sah, mehr Schwung. Es stieg über dem Knöchel auf, der von den Riemen umschlungen war, und verstärkte das helle Braun der Haut. Am schönsten jedoch war es nun, wie die Reihe der Zehen, die wunderbar eingebetteten, rosa lackierten Nägel unter dem Riemen hervorragten: Sie zeigten sich durch das Bild, das sie warfen, in ihren Farben und Formen klarer, ja schärfer, obwohl, wie auf einem Gemälde, der Fuß zugleich, als wäre es Absicht, verschwommen und verschleiert aussah. Das Bild brauchte jedoch Haut und Nägel und Haare, um sich zu zeigen. Es war, als ob es nur dort entstehen konnte, wo zwischen der Sandale, unterhalb des Rockes oder neben der kleinen, runden Uhr, die die Frau an einem sehr schmalen Armband trug, auch etwas von ihrem Körper zu sehen war. Wo alles verhüllt war, über den Oberschenkeln, der Hüfte, am Bauch, den Brüsten, ließ das Bild sich nicht sehen. Aber die runden Arme. Sie ragten aus einer ärmellosen Bluse, und

ich hatte bis dahin nicht gesehen oder geahnt, daß die ein wenig gefleckte, glatte Haut an der Schulter, von der Sonne beschienen, goldgelb strahlen konnte.

Die Schlange hatte es geschafft, für ein paar Augenblicke ruhig zu stehen. Die Lehrerin trat zur Seite und winkte mit dem Unterarm. Ich hatte in die feuchte Hand meiner Nachbarin gegriffen, die meinen vorsichtigen Druck nicht erwiderte, sondern ihre Hand schlaff in der meinen hängen ließ. So machten wir den ersten Schritt, und mit uns setzte sich die Schulhofschlange in Bewegung. Das Bild war verschwunden, der andere hatte sich zurückgezogen. Die doppelte Verdoppelung, wie ich mein Erlebnis später nannte, war vorbei. Glücklicherweise war ich, als das Ereignis sich am nächsten Tag, als die Lehrerin wieder Aufsicht hatte und rauchend auf den Stufen stand, wiederholte: deutlich im Auseinandertreten von Haut und Bild und immer noch reißen, zerreißen, aber nicht mehr mit der Gewalt des Erstmaligen. Und ich wurde traurig, als meine Blicke später oft vergeblich über ihren Fuß glitten, weil das, was mich bestürzend beglückt hatte, völlig verschwunden zu sein schien.

Sehr schlimm war es, als Fräulein E. nach den Sommerferien nicht mehr da war. Sie hatte sich, erzählte meine Mutter, verlobt und war zu ihrem künftigen Mann gezogen.

Ich hielt mich, wenn ich allein war, nicht im Garten auf, der vollständig für den Anbau von Gemüse und Obst genutzt wurde, sondern vor dem Haus, auf dem Hof und auf der Straße. Der Hof war eine festgetretene Fläche, auf der lagerte, was mein Vater für seine An- und Umbauten benötigte: Kübel und Gummiwannen, Werkzeuge für Maurer- und Zimmerarbeiten, Zementsäcke, Stapel von Latten und Brettern, Haufen von Kies und Sand sowie zeitweise der Betonmischer, der geliehen wurde; dazwischen lagen kleine, bauchige Bierflaschen, deren braunes Glas ebenso von Mörtelspritzern übersät war wie das Etikett, auf dem sich, unter einem gebogenen Schriftzug, in einem roten Wappen ein winziges weißes Pferd auf die Hinterbeine stellte. In der Ecke des Hofes, rechts neben der torlosen, von zwei gemauerten Pfeilern markierten Ausfahrt, stand ein alter Birnbaum, dessen Früchte auf dem harten Boden aufplatzten und Unmengen von Wespen anzogen. Obwohl meine Mutter versuchte, so viele Birnen wie möglich zu pflücken, lagen immer etliche da, das helle, rauhe Fruchtfleisch belebt von den schwarzgelben Insekten, die zitternd gebogen mit den Zangen Nahrung suchten. Wenn der Birnbaum in ihr Blickfeld geriet, sagte meine Urgroßmutter manchmal ein paar Zeilen der Ballade von Fontane auf, wie sie auch sonst zahlreiche Anlässe fand, Verse zu rezitieren, die sie in der Volksschule gelernt hatte. Dort, vor dem Haus, spielte ich mit Murmeln, Stöcken, unbrauchbaren Nägeln und Schrauben und in seltenen Fällen mit etwas Sand, dem teuren Baustoff, den ich, wie mein Vater betonte, nur ausnahmsweise

bekommen hatte. Der Sand fühlte sich körnig an, und wie aus winzigen Körnern errichtet sahen die kleinen Wände aus, die ich mit den Händen aus Sand und Wasser baute, wenn ich nicht das Glück hatte, eine vergessene mörtelverkrustete Maurerkelle benutzen zu können. Mein Spielen im Hof setzte sich auf der Straße fort. Im gewölbten Asphalt verlief in der Mitte eine Linie, die wie eine Narbe aussah, weil die Schichtdecke getrennt, in zwei Teilen, verarbeitet worden war. Die Hälfte auf der Seite unseres Hauses war dunkler, so daß ich zum Spielen zwei Felder hatte. Ich ließ von der Mitte gleichzeitig zwei Murmeln nach unten rollen, um zu sehen, welche von beiden gewinnen würde; da die Murmel mal auf der einen, mal auf der anderen Seite schneller den Sandstreifen erreichte, der den Asphalt begrenzte, variierte ich die Ausgangspunkte, bis ich einen Punkt fand, von dem aus beide Murmeln gleichzeitig zum Rand rollten. Kam ein Auto oder ein Fuhrwerk, schaffte ich meine Kleinigkeiten rasch an den Rand, um meine Beschäftigung fortzusetzen, wenn die Straße wieder mir gehörte.

Der Radius meiner Bewegungen wurde nicht durch Regeln bestimmt, sondern durch meine zunehmenden körperlichen Fähigkeiten. Als es mir möglich wurde, durfte ich allein hinab zum Haus meiner Großmutter gehen, und nur die ersten Male blieb meine Mutter vor unserem Hofeingang stehen, um meinen Weg zu überwachen, während von unten meine Großmutter mich erwartete; war ich in der neuen Obhut angekommen, winkten die beiden sich zu, und meine Mutter verschwand im Hof, während ich mit ihrer Mutter den letzten Weg zur Pforte nahm, die um die Ecke lag.

So erweiterten sich meine Kreise, gelegentlich mit Nachbarkindern, später mit Schulfreunden, aber meistens allein. Ging ich von unserem Haus nach rechts, vorbei am Grundstück meiner Großmutter, kam ich, nachdem ich die Post passiert hatte, in die Trift. So hieß die Straße, die in den Norden von Brand führte, ebenso wie die Felder, Äcker und Weiden, in die sie mündete, um sich in ein Netz von Wegen zu verzweigen. Diese bestanden aus den Fahrspuren, die Fuhrwerke und Trecker in den Boden getrieben hatten und zwischen denen Gras wucherte; wo eine Spur zerstört oder aufgeweicht worden war, wurden Steine auf den Boden gekippt, die sich mit der Zeit festfuhren und den Weg wieder tragfähig machten. Dorthin fuhr ich mit meinem gelben Rad, dort trieb ich mich herum, in dieser Landschaft wuchs ich auf. Sie war durchzogen von Buschreihen, die die Feldmark einteilten, an abgelegenen Stellen fanden sich Tümpel, in denen Molche und Frösche lebten. Der Triftweg wurde gekreuzt von dem Bach, der sich, parallel zur Hauptstraße, durch das Land schlängelte, um die Feuchtigkeit aus dem Bruch aufzunehmen, das zwar für die Bodennutzung hinreichend trockengelegt, aber je nach Wetter, vor allem nach einem schneereichen Winter, immer noch bedrohlich von Wasser durchsickert war. Wo die Brücke über den Bruchgraben stand, war einer meiner liebsten Orte. Im Bach konnte ich Stichlinge, Kaulquappen und Rotfedern fangen, deren dichtes Herumirren im Wasser oder glänzendes Zappeln auf dem Trockenen ich lange betrachtete, und mich an der Böschung verstecken, wenn sich jemand näherte. Ich hörte das Rauschen der Eichen, die vereinzelt oder in kleinen Gruppen in der Landschaft

standen, und träumte in das schwere Wolkengeschiebe oder die luftigen Schleier, die vor dem Blau des weiten Himmels trieben. Von Norden hörte ich den an- und abschwellenden Verkehr der Bundesstraße, die in die Kreisstadt führte, und ich zählte die Flugzeuge, die im Tiefflug über das Dorf dröhnten, um den Flughafen der Stadt anzusteuern oder zu fernen Zielen aufzubrechen. Es war ein Höhepunkt, von dem ich lange zehrte, wenn ich eines der Transportflugzeuge sah, die vom nahen Fliegerhorst herüberkamen und aussahen wie fliegende Rechtecke, weil nicht der Rumpf zum Heck führte, sondern von den zwei Propellern jeweils eine Röhre zu einem langen hinteren Flügel. So, mit einem großen Loch in der Mitte, in das ein Stummelrumpf ragte, sahen die Flugzeuge aus, die ich zu malen versuchte. Ich empfand das alles als ein Ganzes, die flache, unscheinbare, dem Auge keinerlei Aufregung bietende Landschaft, das Rauschen der Bäume und des Verkehrs, und nichts störte den Einklang, bis eines Tages Bagger am Bach auftauchten, um ihn zu begradigen. Wo ich mit Kescher und Eimerchen gespielt hatte, griff der Löffel aus Stahl in die Begrenzung des mäandernden Gewässers, um aus ihm eine wie mit dem Lineal gezogene Einkerbung zu machen, in die halbe Betonröhren eingelassen wurden. Ich verstand nicht, warum das Wasser jetzt mehr stand als floß, aber ich mied den neuen Graben und zog weiter zu den Tümpeln, die hinter Stacheldraht lagen, in brackigen Flächen zwischen Birken; hier riß ich mir den Oberschenkel auf, als ich vom schwankenden Zaun abrutschte und mir einer der Stachel vom Knie bis zum Gesäß tief durch das Fleisch fuhr. Meine Mutter erklärte mir, daß das, was mit dem Bach gesche-

hen war, Flurbereinigung genannt wurde, aber auch sie, die alles Moderne lebhaft begrüßte, wußte nicht, welchen Sinn und Zweck diese brutale Neuerung haben sollte. Ich empfand einen Schmerz, wie nur eine große, unbekannte Gewalt ihn zufügen konnte, und er ließ mich anders als die vielen Wunden im Körper, die alle irgendwann verheilten, nicht los und setzte sich fest. Jedesmal wenn ich an den begradigten Bach kam, durchzuckten mich Unwillen und Unmut.

Von unserem Haus ging es links zur Mühle, auf einer minimalen Anhöhe gelegen, die mit dem Auge nicht zu erkennen und beim Hinaufgehen kaum zu spüren war. Dennoch sprachen alle vom Mühlenberg. Die Mühle war nicht mehr in Betrieb und wurde dem Verfall überlassen; meine Großmütter wußten noch, daß dort, vor dem Krieg, das Korn der Bauern aus Brand und den angrenzenden Dörfern gemahlen wurde. Wir spielten gern in dem aufgelassenen Gebäude, auf den verschiedenen Ebenen, durch Treppen und Gestänge verbunden, in einer Staubschicht, die sich dick wie eine zweite Planke auf die Böden gelegt hatte. Südlich der toten Mühle führte der Feldweg weiter ins Moor, das aussah, als würden große grüne und braune Würfel in der Suppe eines Riesen schwimmen; manchmal sahen wir dort den Kiebitzen bei der Aufführung ihrer Torkelflüge zu. Obwohl wir darin geübt waren, Verbote aller Art zu übertreten, hielten wir uns an die Mahnung, nicht ins Moor zu gehen, weil uns die mögliche böse Folge, unrettbar im Sumpf zu versinken und zu ersticken, lebhaft und glaubwürdig vor Augen gestellt worden war – an Erstickung zu sterben galt unter den Erwachsenen, was sie bei passender Gelegenheit

mit drastischen Worten betonten, als eine der schlimmsten Todesarten. Jenseits des Moores zog sich die Autobahn, parallel zur Hauptstraße, von Osten, wo die Stadt mit den Werken von Varta, Conti und VW lag, nach Westen, in das Ruhrgebiet: Je nachdem, aus welcher Richtung der Wind kam, war in Brand ihr sporadisches Rauschen zu hören.

Als sollte die Unauffälligkeit, die völlige Reizlosigkeit der Landschaft dadurch betont werden, fanden sich kaum Zeugnisse der Historie. Der Gutshof, mit dem doppelten Pferdekopf auf dem Giebel, und die Kirche waren die ältesten Gebäude, jedoch, wie ein Gefühl mir sagte, bei weitem nicht so alt wie die Backsteinkirche in der Stadt. Aber mit dem Krieg war die Geschichte in das Dorf eingezogen. Nicht daß es bombardiert worden wäre wie die Stadt, es blieb völlig unbeschädigt. Und während nicht darüber gesprochen wurde, welche Großväter und Väter als Soldaten im Krieg gewesen waren – es sei denn, ihre Versehrungen waren, wie beim einarmigen Postboten, unübersehbar –, waren die Sieger oft Gegenstand des Gesprächs. Nie verließ meine Urgroßmutter, die nicht weiter als bis in die Stadt gereist war, ganz das Erstaunen, wie freundlich und umgänglich die Engländer waren, als sie am Ende des Krieges kampflos in Brand einzogen; ein paar Hitlerjungen, deren Namen sie nannte und die jetzt als Erwachsene unter uns lebten, wollten das Dorf verteidigen, was ihnen der Lehrer jedoch erfolgreich ausredete. Vielleicht, mutmaßte sie, war das Wohlwollen der Engländer darin begründet, daß wir vor nicht langer Zeit einen König gehabt hatten, der auch Herrscher über das Weltreich England gewesen war. Mein Interesse an ihren Geschichten war um so größer, als in

Brand oft englische Soldaten zu sehen waren. Ein besonderes Ereignis, das uns vom Spielen abhielt und stundenlang zuschauen ließ, war es, wenn Panzer, LKW und andere Militärfahrzeuge lange wartend unter den Eichen an der Kreuzung standen, wo ich manchmal auf dem Mäuerchen saß. Wir konnten uns nicht sattsehen an den langen glänzenden Rohren, den Ketten, die um die vielen Räder liefen, und versuchten, so nah wie möglich an die außergewöhnlichen Gefährte heranzukommen, um vielleicht die riesigen Reifen oder die von einem kleinen Gitter geschützten Leuchten anfassen zu können. So gerieten wir in freudige Aufregung, wenn es hieß, daß ein Manöver bevorstünde und die deutschen und englischen Soldaten, die, wie meine Urgroßmutter wußte, in der Heide stationiert waren, ihre Posten in unserem Dorf bezogen. Die Soldaten ragten halb aus den Geschütztürmen heraus oder lehnten an den Fahrerhäuschen und rauchten; sie erweckten den Eindruck, daß ihnen das, was sie taten, Vergnügen bereitere, und ließen zugleich einen lässigen Abstand zu ihrer Arbeit erkennen, der sich uns Kindern gegenüber in Grinsen und spöttischen Bemerkungen äußerte. Weil die Erwachsenen von den englischen Soldaten nur mit Achtung sprachen, wurde mir eine Art neugierige Zuneigung zu denen eingepflanzt, die ich an der Kreuzung bei ihrem Warten beobachtete. Abgesehen von der Schwester meines toten Großvaters, die in die Niederlande geheiratet hatte und einmal im Jahr, aufwendig geschminkt und städtisch elegant gekleidet, mit ihrem Mann, der im *Radio Filharmonisch Orkest* die Querflöte spielte, aus Hilversum zu Besuch kam, waren die englischen Soldaten die ersten Abgesandten eines anderen Landes,

die etwas verkörperten, was als vorzüglicher und auch zivilisierter galt als alles um mich herum. Meine Urgroßmutter erzählte oft, wie erleichtert sie gewesen sei, *Mein Kampf* verbrennen zu können, weil die Tommies endlich kurz vor Brand stünden. Die wenigen anderen Bücher im Haushalt, wie die Bibel, hatte sie bereits im Krieg, als Papierknappheit herrschte, auf dem Plumpsklo zur Reinigung verwendet, wie sie mir, von meinen Fragen unangenehm berührt, knapp berichtete. Während das alles meine Eltern und meine Großmutter nichts anzugehen schien, erzählte mir meine Urgroßmutter auch, daß im übernächsten Dorf der General Scharnhorst geboren worden war, was mich beschäftigte, weil es in der Nähe ein Dorf gab, das genauso hieß. Dies und ihre wiederholte Bemerkung, daß der Dichter Hölty aus unserer Gegend stammte, waren die einzigen Nachrichten, die der lakonischen Landschaft, die ich so liebte, winzige Flecken von Geschichte einschrieben, die sich mit Namen verbanden.

Meine Urgroßmutter und meine Großmutter saßen sich an den beiden Schmalseiten des kleinen Küchentisches gegenüber. Von der Wandbank aus, die unter dem roten Kunststoffbezug so hart gepolstert war, daß es sich wie Holz anfühlte, schaute und hörte ich ihnen zu. Jede der beiden Frauen hatte dieselbe Anordnung von Behältnissen vor sich: Links vor ihr stand auf dem Tisch ein Eimerchen, das über den Rand hinaus mit Birnen gefüllt war; auf dem Schoß, in der von den Beinen aufgespannten Schürze, schien wackelig die Schüssel zu schweben, in welche, zügig Häufchen bildend, die abgetrennten Schalen und herausgeschnittenen

Kernhäuser fielen, und rechts auf dem Tisch nahm eine gründlich gereinigte, ihre Sauberkeit ausstrahlende Schüssel die saftig glänzenden Birnenhälften auf, die eingekocht werden sollten. Die Finger meiner Großmutter waren, wie es sich ihrem Wahlspruch zufolge für eine Schneiderin gehört, feingliedrig und sauber, die meiner Urgroßmutter in den Falten und an den Nägeln von schwarzen Dreckspuren durchzogen, die für Seife und Bürste längst unerreichbar geworden waren; knochig traten die übergroß wirkenden Gelenke hervor. Beide Frauen trugen am vierten Finger der rechten Hand über ihrem Ehering den des verstorbenen Mannes. Während sie am Tisch mit traumwandlerischer Schnelligkeit das Obst vorbereiteten, tunkte meine Mutter am Elektroherd, der seit kurzem den Feuerherd ersetzte und mir gegenüber an der anderen Wand stand, mit einer Zange die Weckgläser und ihre Deckel in kochendes Wasser, um sie nach der Reinigung keimfrei auf frische, ausgebreitete Geschirrtücher zu legen. Ab und an richtete ich mich auf und stieg halb auf den Tisch, um nach den Birnenschalen oder einem Kernhaus zu greifen, auf dem herumzulutschen sich lohnen würde, weil mehr Fruchtfleisch hängengeblieben war als beim Schälen vorgesehen. In der Küche stand dumpf der Wasserdampf und vermischte sich mit dem Obstgeruch zu einer Schwüle, wie sie im Sommer an manchen Tagen voll von Aromen im Garten hing. Meine Mutter war zwar nie willens, mir etwas von dem kostbaren Obst abzuzweigen, das die Frauen zum Vorrat verarbeiteten, aber wenn ich sitzen bliebe und wartete, würde vielleicht eine kleine Portion geschnittene Birnen übrigbleiben, die in kein Weckglas mehr paßte. Die würde meine Mutter

in einem kleinen Topf für mich zubereiten, während in dem großen Einmachkessel das Weckglasensemble vom siedenden Wasser verschlossen und sein Inhalt etwas mürbe gekocht wurde.

Die Szene, an der ich in der Küche teilhatte, wiederholte sich, drinnen oder auf der Terrasse, vom Frühsommer bis in den späten Herbst mit verschiedenem Obst und Gemüse, je nachdem, was es zu ernten gab. Die Äpfel von den Bäumen, die Krone an Krone auf dem Rasen standen, und die Kartoffeln, die den größten Teil der kleinen Ackerfläche im Garten einnahmen, wurden eingelagert. Aber alles andere, die Karotten und die Erbsen, die Bohnen und die Gurken, die Süß- und die Sauerkirschen, die meine Großmutter ebenfalls zum Verkauf erntete oder von den Abholern pflücken ließ, wurden in gemeinsamer Arbeit, an der am Abend manchmal auch meine Tante teilnahm, die als Stenotypistin in einem Büro in der Stadt arbeitete, mit langsamer Routine und unter Schweigen und Gesprächen eingekocht, um uns im Winter mit der Vollständigkeit zu versorgen, die uns während der warmen Monate der Garten gewährte. Ob sie nun zu zweit, zu dritt oder zu viert Birnen oder Kirschen einkochten, Spargel schälten oder Wurzeln, wie die Karotten genannt wurden, schrabbten, Bohnen schnippelten oder Erbsen aus den Schalen pulten – ich war gern dabei, zumal ich kommen und gehen und zuschauen und zuhören konnte, wie ich es wollte. Alle Versuche meiner Mutter, mich bei einfachsten Tätigkeiten wie dem Erbsenpulen zur Hilfe heranzuziehen, wehrten meine Großmütter stets mit der schlichten Aufforderung ab, den Jungen doch zu lassen.

Meine Mutter erzählte gern und viel; auch wenn sie nicht sprach, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart von einer Wolke stiller Geschichten umgeben. Insbesondere hatte sie die Angewohnheit, mir, wenn wir durchs Dorf gingen, von den Bewohnern zu erzählen, die sie ausnahmslos persönlich kannte. Sie wußte von jedem Haus, wer darin wohnte, was dort in unserer Zeit und früher geschehen war. Ihre Obsession waren die Todesfälle. In dem Haus gegenüber dem unseren war eine Schulfreundin meiner Mutter, mit der sie schon als Kind im Sand gespielt hatte, an Krebs gestorben. In einem der Siedlungshäuschen, nach dem Krieg an der Straße zum Friedhof erbaut, hatte ein junger Mann seine Mutter, die ihn immer so liebevoll versorgt hatte, in einem heftigen Streit mit einer Pistole erschossen. Hier war einer an der Trunksucht zugrunde gegangen, dort hatte einer gewohnt, den ein Baum bei Fällarbeiten im Wald erschlagen hatte. An der Hauptstraße stand das Elternhaus des Kindes, dessen Leukämie vom Hausarzt nicht erkannt worden war, ein paar Grundstücke weiter war der Hof, auf dem ein Junge das Gleichgewicht verloren hatte, als er über den Zaun klettern wollte: Er war von dem Betonpfeiler in die Spitzen der Eisenpfähle gefallen, von denen drei seinen Oberschenkel durchbohrten, so daß er verblutete. Im Nachbardorf, in dem die schöne Barockkirche stand, war ein Junge meines Alters verschwunden, im Fluß, der sich dahinter durch die Wiesen und Äcker schlängelte, bei Hochwasser ein Mädchen ertrunken. Hier war ein Mann ausgewandert, nach Kanada, weil seine Frau nicht aufhörte, ihn zu betrügen, im großen Neubau an der Hauptstraße war endlich ein Greis gestorben, vor dem alle Angst gehabt hatten.

Meine Mutter erzählte diese Geschichten von Toten und Verschwundenen mit ungespielter Beiläufigkeit, wenn wir beide, ich an ihrer Hand, durch das Dorf gingen oder auf dem Friedhof waren oder sie mit ihrer Mutter und der Großmutter am Küchentisch saß, wo ich den Frauen bei ihren Arbeiten zusah. Sie erzählte nüchtern, wie sie auch vom Haushalt oder vom Garten sprach, und allenfalls mündeten ihre Geschichten in strenge Mahnungen, auf keinen Fall über Metallzäune mit Spitzen zu klettern oder bei Hochwasser am Fluß zu spielen. Ihre milde, unaufgeregte Erzählweise bewirkte, daß ihre Geschichten keine Angst oder Furcht auslösten – eher, wie beim Hören eines Märchens, etwas wie Staunen oder Befremden. All das kann vorkommen – das war die Geste, mit der sie in sachlichem Ton von Unfällen und Betrügereien, von Krankheiten und Streitereien, ja von Mord in unserem Dorf berichtete. Ihre Schilderungen führten dazu, daß all die Häuser und Orte, von denen sie erzählte, für mich doppelt bevölkert waren: von den Lebenden, deren meiste ich kannte und denen ich schweigend zusah und zuhörte, wenn sie mit meiner Mutter auf der Straße klönten, und von den erwartet oder unerwartet Verstorbenen und plötzlich Verschwundenen, die mit jenen unter einem Dach gelebt hatten. Meine Mutter sprach von ihnen, als wären sie einfach weitergezogen – auf den Friedhof oder anderswohin.

Einmal sah ich einen kleinen Jungen, den ich gekannt und von dem meine Mutter mir erzählt hatte, daß er vor kurzem an einem Herzfehler verstorben sei. Wir hatten auf einem Acker das trockene Kartoffelkraut, das nach der Ernte liegen geblieben war, zu einem großen Haufen

zusammengeklaut. Jetzt war endlich die Dämmerung hereingebrochen, und einer der Erwachsenen schob das feine, knisternde Gestrüpp dicht zusammen, um es mit einem Feuerzeug anzuzünden. Ich wußte, daß ich jetzt gut hinschauen mußte, denn das Kraut würde wie Zunder brennen, rasch lodernd aufflackern und Flamme und Schein nur für ein paar Augenblicke halten können, um viel zu schnell zu glimmenden Resten und stiebender Asche zusammenzusacken. Während ich mich konzentrierte, um nichts von dem geliebten Spektakel zu verpassen, sah ich durch das Feuer, auf seiner anderen Seite, zwischen zwei Erwachsenen das Kind stehen. Es trug eine Hose mit Bügelfalten, die exakt dort auf die hellbraunen Halbschuhe aus Wildleder fielen, wo die Senkel gebunden waren; und unter dem dunklen Blazer, der mit zwei goldenen Knöpfen geschlossen war und auf dessen linker Seite in einem Wappen ein ebenfalls goldener Löwe glänzte, war ein weißes Hemd zu sehen, der geschlossene Kragen von einer schmalen, hart aussehenden Fliege geziert, deren Hälften mich an Wäscheklammern denken ließen. In der linken Hand hielt er ein Hühnerei, von dem ich wußte, daß es roh war, in der rechten eine Fasanenfeder, die in mir die Befürchtung auslöste, sie könnte Feuer fangen, wenn er nicht aufpaßte. Das scheinlose, weißblonde Haar in einer Linie über den beiden etwas zu weit auseinanderstehenden Augen schief abgeschnitten, streckte er mir das Köpfchen mit der auffallend ovalen unteren Gesichtshälfte entgegen, und zusammen mit dieser Bewegung ergaben der leicht geöffnete Mund und die mich freundlich anblickenden Augen ein Bild ungetrübt freudiger, reiner Erwartung.

Viel lieber als das Schützenfest mochte ich das Erntefest, weil die Tage im Herbst kürzer waren und die sich verdichtende Dunkelheit den Festplatz leuchten ließ, wenn ich am späten Nachmittag, vor dem Abendbrot, noch einmal hingehen durfte. Von weitem sahen die rechteckigen Öffnungen der Buden, der sich drehende Fahrraum des Karussells und die offene Halle des Autoscooters aus wie Nester von Orange, Gelb und Rot, flackernde Gluten, denen die von innen beleuchteten Fenster des angrenzenden roten Bauernhauses stumpf und gleichgültig zusahen, während die ruhelosen Schatten der Bäume und Büsche, die sich aus der Dämmerung abzeichneten, nicht wußten, ob sie löschen oder anfachen sollten, was sie tanzend umarmten. Die Kinder und Jugendlichen, die um diese Zeit – vor dem Tanz im Festzelt am Abend, der den Erwachsenen vorbehalten war – auf den spärlich besuchten Platz kamen, schienen fast zu fallen, so eilig hatten sie es, einzeln oder in Gruppen zu den Lustbarkeiten, wie meine Urgroßmutter es nannte, der aufgebauten Gastwelt zu kommen, daß es manchmal aussah, als würden sie kippend abheben, um dann vorwärts drängend aus der Schwebe zu stürzen, ihre flatternden Schatten hinter sich herziehend, die von dem Lichtspektakel geworfen wurden, das sie anzog. Anders als das Schützenfest im Frühsommer begann das Erntefest mit einem Bild von sich selbst, das schöner anzusehen war als das Krippenspiel in der Kirche oder die Schwarzweißfilme, die zu Beginn der Sommerferien im Saal des Gasthauses gezeigt wurden. Gleich würde man selbst eintauchen können in das, was mit

aufblitzenden Erinnerungen verheißungsvoll vor Augen lag, würde Teil der noch schütterten Menge der Festgäste werden, von denen die meisten weiße Blusen oder Hemden trugen und einige hier und da einen mit Gas gefüllten Luftballon mitzogen, der über den Köpfen ruckte und wackelte, gleich würde man, aus den festgetretenen Bahnen des Alltags und des Dorfes entlassen, über den Festplatz streifen können und sich zwischen den bunt blinkenden Fahrwerken und den zu Buden aufgeklappten Wagen umsehen, würde einmal um das Kinderkarussell herumgehen, um zu prüfen, ob es ein neues Fahrzeug gäbe, würde, knapp Kenntnis nehmend, am Dosenwerfen, am Bratwurststand, an Zuckerwatte und gebrannten Mandeln vorbeigehen, um schließlich vor dem einzigen Ziel des wochenlangen Wartens stehenzubleiben: der Schießbude. In der Mitte ihres flachen Metaldaches wehte an einer Stange, was es sonst nicht im Dorf zu sehen gab, eine weiße Fahne, in der ein knallroter Adler in einem Wappen stand. Die Flügel waren ausgeklappt, die Beine starr ausgestreckt, und eine lange spitze Zunge sprang aus dem Schnabel, als müßte er sich übergeben. Der Kopf blickte, gewaltsam hingedrückt, nach links. Wie das große, an den Rändern zerrissene Stück Stoff sich im Wind hob und senkte und knatternd verwickelte, so drehten sich gespannte Vorfreude und herzklopfende Bangigkeit ineinander und waren nicht zu unterscheiden, als ich vor der Bude stand.

In den vergangenen Wochen hatte ich alles Taschengeld gespart und von meiner Urgroßmutter, die aus mir nicht verständlichen Gründen etwas mehr Rente erhielt als meine Großmutter, einen Fünfmarkschein bekommen – mit dem

Hinweis, ich solle nicht alles am ersten Tag ausgeben, weil es sicher keinen Nachschlag gäbe, wenn ich später bettelnd ankäme. Den grünen Schein hatte ich auf dem Küchentisch ausgebreitet und mit dem Rand einer Untertasse platt gestrichen, nachdem ich die Ecken geradegebogen und die Risse an den Rändern zurück in ihre Form gebracht hatte. Der Schein zeigte eine Frau, von der ich verstand, daß sie jung aussehen sollte, die aber alt war und aus einer lange vergangenen Zeit stammte. Weil meine Mutter die Waschmaschine nicht einräumte, ohne dabei zu erklären, wie froh sie sei, daß der alte, mit Feuer zu heizende Waschkessel endlich hatte abgeschafft werden können, und weil sie keine Gelegenheit ausließ, mich ungefragt und energisch darauf hinzuweisen, daß sie alles Neue und Moderne bevorzugte – ihre zweite wichtige Instanz neben dem Normalen –, fragte ich sie, die mit dem Rücken zu mir das Geschirr vom Mittagessen abwusch, warum auf dem Fünfmarschein eine Frau gezeigt würde, die in einer so lange vergangenen Zeit gelebt habe. Woher sie so etwas denn wissen solle, hatte sie gemeint, ohne sich umzudrehen, ich solle meinen Vater fragen.

Den zu einem kleinen Rechteck gefalteten und gepreßten Schein fühlte ich zwischen den Fingern wie die Münzen, wenn ich in meine Hosentasche griff. Auf der mit blauem Samt ausgeschlagenen Theke der Bude lagen quer die Gewehre. Ich ließ meinen Blick über die kleinen Trophäen schweifen, die in weißen Plastikröhren steckten und von denen ich wußte, daß sie billig waren, die aber feinste, heiße Nadelstiche von Faszination auslösten, weil es sie im Dorf nicht zu kaufen gab: Plastikrosen, Pfauenfedern, Schlüssel-

anhänger, an denen Herzen baumelten oder die Symbole von VW oder Conti. Niemand, so wußte ich, würde auf die langweiligen kleinen Schraubenzieher zielen. Und sehr selten würde es vorkommen, daß einer der alten Schützen, in grüner Uniform und mit verklebtem grauen Haar, käme und, weil er betrunken war, bereit wäre, genug Geld auszugeben, um zügig ladend und zielend, mit abwesender Ruhe und ohne einmal daneben zu treffen, Schuß für Schuß die fünf oder sechs übereinandergesteckten Plastikröhrchen platzen und splintern zu lassen, für deren völliges Zerschmettern er sich als Lohn verlegen eines der großen Stofftiere aussuchen würde, die von der Decke des Wagens baumelten. Ich stellte mich an den linken Rand der Bude, wo Kabel lagen und, ein paar Schritte in die Wiese hinein, die Dunkelheit der unbeleuchteten Wohnwagen begann. Ich würde zuschauen, nicht schießen. Nicht daß mir das verboten worden wäre. Es war einfach so, daß ich zu klein und schwach war, um das Luftgewehr ohne weites, nicht zu kontrollierendes Schwanken des Laufs zu halten – ganz zu schweigen davon, daß ich es nicht vermocht hätte, die Waffe nach einem Schuß auf den Kolben zu stellen, sie mit der einen Hand zu stützen und mit der anderen das Gewehr neu zu laden. Da uns Kindern zunächst, bis sich Gefahren oder Übertretungen zeigten, alles erlaubt wurde, was unser körperliches Wachstum an Spielraum neu eröffnete, genügte meiner Mutter im Umkehrschluß meine Unfähigkeit, ein Luftgewehr bedienen zu können, um anzunehmen, daß ich mein Geld nicht an der Schießbude ausgeben würde. Das ersparte mir unangenehme Gespräche, denn sie verpönte das Schießen; ihrer Ansicht nach sorgte der Zufall stärker

als das Können für die fragwürdigen Ergebnisse, weil die Budenleute, so ihre entschiedene Meinung, ihre Gewehre ohnehin alle frisiert hätten. So stand ich am Rand, um anderen beim Schießen zuzuschauen, aber es war nicht viel los. Sich laut unterhaltend, kam ein Grüppchen heran, aus dem ein Junge sich tänzelnd löste. Er trat an die Theke und legte mit zur Schau gestellter Lässigkeit, ohne den Mann in der Bude anzusehen, eine Mark auf die Theke, um die zehn Kugeln, die er dafür bekam, viel zu schnell und hektisch zu verschießen. Nachdem der Schießbudenmann die Plastikrose hinübergereicht hatte, schob er sich mit dem linken Oberschenkel wieder auf den Samt, auf dem die Gewehre lagen. Er saß mir schräg gegenüber in der Ecke des Wagens. Das lange Gesicht war hager und faltig, die pechschwarzen Haare über der freien Stirn mit Öl nach hinten gelegt, wo sie sich im Nacken aufkringelten. Er rauchte und ließ seinen nach innen gerichteten Blick durch eine Gegend schweifen, die nichts mit dem schütter gefüllten und wenig Geschäft versprechenden Platz vor seiner Bude und nichts mit dem Dorf zu tun hatte, in dem er sich an diesem Wochenende befand.

Na, Kleiner, würdest du auch gerne mal?

Ich drehte mich um. Rechts hinter mir stand ein Mann. Er war älter als mein Vater und jünger als mein Großvater, schoß mir durch den Kopf, als ich zu seinem breiten Gesicht aufblickte. Der schmale, kaum die Lippen zeigende Mund, die markant gekrümmte Nase, die irgendwie ratlos blickenden Augen – all das wirkte überdimensioniert und lag in einer faltenlosen, massig wirkenden Fläche, die durch die Glatze auf dem Schädel vergrößert wurde und aussah, als wäre sie etwas zu weit für das Gesicht geraten. Dessen

untere Hälfte war mit Stoppeln übersät, die am Kinn sichtbarer wurden. Es war in der Mitte gespalten, die Hälften hingen in Form von zwei kleinen Säckchen (die im Licht einen scharfen Schatten warfen) auf den fleischigen Hals hinab, der sich etwas hervorpreßte, als der Mann den Kopf zu mir herunterbeugte. Ich blickte in Augen, die zwischen den auffallend großen Ober- und Unterlidern etwas hervorstanden und sehr müde, sehr traurig wirkten. Der Mann war angezogen wie einer aus der Stadt. Er trug, was meine Mutter einen Zweireiher nannte, mit großem Revers, dessen unterer Teil in eine lange, steife Spitze auslief, und die Krawatte war von feinen Querrillen durchzogen. Ich hatte den Mann noch nie gesehen.

Oder darfst du nicht?

Der Mann legte seine Hände auf die Oberschenkel und sah mich, die Knie leicht gebeugt, fragend an.

Ich fühlte mich ertappt. Weder der Schießbudenmann noch die, die zum Schießen kamen, noch diejenigen Festgäste, die wußten, wohin ich gehörte, hatten mich beachtet. Mein Vater würde erst am Abend auftauchen.

Weißt du, mein Vater hatte ein Gewehr, nicht wie diese Dinger hier, nein, Kleinkaliber, damit schoß er die Stare, wenn sie kamen und sich die reifen Kirschen holen wollten, und dann hängte er einen toten an den Füßen in den Baum, zur Abschreckung für die Viecher. Es war mein größter Wunsch, auch mal zu schießen, aber ich durfte nicht. Ich schätze, ich war so alt wie du.

Während er erzählte, sah ich dem Mann ins Gesicht, das nah und riesig auf meiner Höhe zu mir sprach. Die Traurigkeit in seinen Augen ließ ihn freundlich aussehen.

Sie blieb wie ein Dunst um ihn hängen, als er wieder aufstand.

Oder möchtest du lieber was Süßes oder einen Luftballon?

Ich darf von Fremden nichts nehmen.

Aber schießen ginge, was?

Ich schwieg, während er mich aufmunternd ansah.

Ich bin zu klein dafür.

Zu klein für was? Wenn ich deine Hände sehe, hast du genug Kraft, um den Abzug zu drücken.

Ich kann das Gewehr nicht halten.

Du kannst was nicht?, fragte er mit gespielterm Erstaunen.

Der Lauf eiert herum, wenn ich zielen will.

Der Mann stand auf und blickte hinüber zum Schießbudenmann, der noch auf der Theke saß.

Otto, hast du gehört, was der Junge sagt? Der Lauf eiert herum. Wenn es nur das ist, mein Lieber, das kriegen wir hin. Otto, holst du mal eines von deinen Sandsäckchen? Und bring am besten gleich eine Bierkiste mit.

Der Schießbudenmann war mit seinen Blicken jetzt wieder ganz bei seinem Geschäft. Er musterte abwechselnd den Anzugmann und mich. Dann rutschte er von der Theke, öffnete die Tür, die in der Wagenwand war, und verschwand auf der Rückseite. Es dauerte nicht lange, bis er wieder hereintrat, in der einen Hand einen kleinen Sack, der schlaff herabhing; mit der anderen hob er eine leere Kiste Herrenhäuser zu dem Anzugmann hinüber.

Sollst sehen, Junge, wie gut das klappen wird.

Der Mann mit den traurigen Augen stellte den Bierkasten, mit der geriffelten Bodenfläche nach oben, neben

mir dicht vor die Theke. Dann legte er das Säckchen auf den Samt. Mir gefiel, wie das helle Braun und das dunkle Samtblau zusammenpaßten.

Und jetzt schauen wir uns das an.

Der Schießbudenmann griff ein Gewehr, lud eine Kugel und drückte es mit dem vorderen Teil des Schaftes so fest auf den Sand, daß es aufrecht in der Wölbung lag, mit dem Lauf in der Luft. Der Kolben stand halb über den Rand des Samtes hinaus.

Na, meinte der Anzugmann, probier mal. Du weißt doch, wie das geht?

Ja, das wußte ich. Unzählige Male hatte ich gesehen, wie jemand zu Hause im Garten, auf einem Hof oder an der Schießbude mit einem Luftgewehr geschossen hatte. Ich wußte auch, wie sich das Holz und das Metall anfühlen würden, glatt und kühl und ungefährlich. Immer wenn jemand schoß, staunte ich darüber, wie die Waffe, mit der man etwas töten konnte, so gebaut war, daß für den Schützen keine Gefahr von ihr ausging. Es hörte nicht auf, mich zu überraschen, daß die Kugel vorne herausschoß und nicht im Gewehr explodierte oder in Gegenrichtung Fahrt aufnahm, um den Kopf des Schützen zu zerschmettern. Wer schoß, wirkte seiner selbst sicher und zufrieden, wenn er getroffen hatte. Dem Treffer folgte ein kaum merkliches, nach innen gekehrtes Nicken. Das sah ich gerne.

Trau dich, Otto und ich passen auf und helfen dir. Aber du schaffst das schon.

Ich trat an die Theke und stellte mich vor das Gewehr. Meine Schultern ragten etwas über die Kante des ausgeklappten Brettes, ich konnte meine Arme bequem neben

das Gewehr legen. Als ich mit der linken Hand zum Schaft griff, fühlte sie sich hilflos an, denn ich brauchte sie nicht, weil das Gewehr fest auf dem Säckchen lag. Mit der rechten griff ich in den Abzug. Die eine Hand genügte, um das Gewehr in seiner weichen Mulde so zu drehen, daß ich mir ein Ziel aussuchen konnte. Aber in Frage kam nur die unterste Reihe der Plastikröhrchen, weil der auf dem Samt liegende Kolben die Bewegung blockierte, wenn ich die Waffe auf höhere Reihen richten wollte. Ich nahm mir vor, auf eine Pfauenfeder zu zielen. Aufgerissen starrte mich ihr blaues Auge an.

Und? Fühlt sich das gut an? Du kannst loslegen, es gibt keinen Rückstoß. Sehr komfortabel. Weißt du, was komfortabel ist?

Ja, meine Mutter sagt oft, wie komfortabel alles für sie geworden ist.

Siehste. Das ist es, worum sich jetzt alles dreht. Du kannst loslegen.

Weil ich dachte, das müsse so sein, wenn ich richtig schießen wollte, legte ich die linke Hand an den Schaft. Sie verstärkte den leichten Druck, den ich dem Gewehr zum Zielen mit der Hand gab, die am Abzug lag. Ich versuchte, das kleine Dreieck, das vorne auf dem Gewehr stand, in die passende Gegenform über dem Lauf zu bringen. Die Zeit, die ich zum Zielen brauchte, kam mir endlos vor. Das Gewehr lag ruhig. Ich drückte ab.

Das Plastikröhrchen, auf das ich gezielt hatte, glänzte hell und heil an seinem Platz.

Na, das war nichts. Auge, Kimme, Korn und Schwein müssen eine Linie sein. Versuch es noch mal.

Der Mann klang anders, in seine Stimme war eine metallische Färbung geraten. Er nahm die Waffe, lud erneut eine Kugel und drückte den Schaft auf das Säckchen. Ich fragte mich, woher die Veränderung im Ton kam, und merkte, wie ich unsicher wurde. Ich versuchte, mich, wie mein Vater es in solchen Situationen forderte, zusammenzureißen und mir die Zeit zu lassen, die es brauchen würde, um alles in eine Linie zu bringen. Angespannt richtete ich den Lauf auf das Ziel. Aber meine Hand war so fahrig, daß er zitterte, obwohl das Gewehr mit ganzem Gewicht auflag. Ich wußte, ich würde nicht treffen, drückte, wie ich spürte, zu früh ab und sah das weiße Röhrchen unversehrt.

Ich schämte mich und sagte nichts.

Schießt du zum ersten Mal?

Ich dachte daran, wie oft ich gerne geschossen hätte und wie oft die Erwachsenen das nicht zugelassen hatten. Aber ich sagte nichts. Mit einem Mal spürte ich, wie unpassend der Mann angezogen war.

Du machst das schon ganz ordentlich. So dachte ich mir das. Wir haben nicht mal die Kiste gebraucht. Aber ich sehe, Kleiner, heute wird das nichts mehr. Du bist zu aufgeregt. Das kriegt man so schnell nicht weg.

Ich sah den Mann an. Es war mir peinlich, etwas falsch gemacht zu haben, als hätte ich eine Aufgabe nicht lösen können, die er mir zugetraut hatte. Wie in der Schule, wenn die Lehrerin mich bloßstellte, indem sie sagte, das hätte sie von mir nicht erwartet, nachdem ich eine Antwort nicht gewußt hatte. Ich fühlte mich entblößt. Der Mann stellte sich neben mich, mit dem Rücken zur Bude, und sah auf den Platz.

Ich denke, wir lassen das heute. Ich habe nicht ewig Zeit. Otto, gib dem Jungen die Pfauenfeder.

Der Schießbudenmann trat auf die Rückwand zu, zog die Feder, auf die ich gezielt hatte, aus dem Röhrchen und gab sie mir. Ich hätte sie am liebsten nicht genommen, fürchtete aber die Härte in der Stimme. Die Pfauenfeder fühlte sich wertlos an, ohne die Bedeutung, auf die ich vor dem Schießen so innig gehofft hatte.

Der Mann blickte zu mir herab. Die traurigen Augen waren von schwarzen Rändern umgeben. Er sah unheimlich aus. Etwas war beendet. Ich mochte nicht länger an der Bude stehen und wollte gehen, wußte aber nicht, ob ich die Erlaubnis dazu hatte. Wie in den Boden gerammt stand ich vor dem Mann.

Na, jetzt verschwinde, Kleiner. Du bist nicht verkehrt.

Ohne etwas zu sagen, ging ich davon und versuchte so schnell wie möglich auf dem Platz, der sich etwas gefüllt hatte, für die beiden Männer unsichtbar zu werden. Sobald ich annahm, daß sie mich nicht mehr sehen konnten, ließ ich die Feder fallen. Dann ging ich zwischen zwei Wagen hindurch in die Dunkelheit und weiter hinter die Wohnwagen, knöpfte die Hose auf und war erleichtert, endlich pinkeln zu können. Ich hatte nicht gemerkt, wie sehr meine volle Blase schmerzte. Als ich fertig war, wußte ich nicht, wohin ich gehen sollte.

An der Kreuzung stand schräg ein Mäuerchen, bedeckt von einer rauhen Platte, in der winzige Steinchen steckten. Es verband den Maschendrahtzaun am Grundstück meiner Großmutter mit dem Jägerzaun, der es an der Hauptstraße

eingrenzte. Ich saß gerne auf dem Mäuerchen, wenn ich nicht wußte, was ich sonst tun sollte, oder niemanden zum Spielen fand. Rutschte ich nach links und drehte mich etwas um, sah ich in das Dorf, und vom rechten Rand aus konnte ich hinauf zu unserem Haus blicken, wo an der Einfahrt zum Hof die Äste des Birnbaums wie in die Schultern hochgezogene Arme aussahen. Mir gegenüber ging es, zwischen Eichen hindurch, in die Trift; und ich konnte weit die Hauptstraße entlangschauen, die aus dem östlichen Nachbardorf herkam. Wenn ich an dieses Dorf dachte, kam es mir geringer, unbedeutender vor als das unsrige, weil es keine Kirche und keinen Einkaufsladen hatte.

Ich mochte den Überblick, und ich mochte das Wissen, daß hinter mir ein Dickicht war. Meine Großmutter, die ihren Garten für den Anbau von Obst und Gemüse nutzte, hatte an dieser Stelle, neben dem Haus, Gebüsch und Bäume wuchern lassen. Sie waren so verwachsen, daß Erwachsene nicht hindurchkamen, aber wir Kinder konnten uns gebückt an den Stämmen entlangschlängeln, unter einem undurchdringlichen Dach. Ich wußte hier, mitten im Dorf, einen Ort im Rücken, den ich kannte, andere aber nicht. Die Hände hatte ich, mit den Flächen nach unten, zwischen Oberschenkel und Mauer gesteckt und ließ die Beine baumeln. Meine Beschäftigung war, zu warten, was auf der Kreuzung passieren würde. Ich träumte davon, einmal zu beobachten, wie zwei Autos ineinanderfuhren.

Aus Richtung des Dorfes ohne Kirche kam ein Auto herangefahren, sehr langsam, und blieb ab und an stehen. Dann fuhr es, ohne noch einmal zu halten, auf die Kreuzung zu. Es war ein teures Auto, wie es im Dorf niemand

besaß. Es hielt mir gegenüber, unter den Eichen vor dem Bauernhof. Ich betrachtete den Wagen. Nach einer Weile sah es aus, als wäre er schon lange dort geparkt und sei leer. Ich war stolz, ein so teures Auto in Ruhe anschauen zu können, einen Opel; das Hinterrad war etwas vom Kotflügel verdeckt. Die Fahrertür wurde aufgestoßen, ein Mann stieg aus. Es war der Anzugmann vom Erntefest. Er schaute sich um, dann winkte er zu mir herüber. Ich winkte zurück. Er öffnete die hintere Tür, griff hinein und hielt, als er wieder vor dem Wagen stand, eine Schachtel in beiden Händen. Nachdem er die Tür mit der Hüfte zgedrückt hatte, kam er quer über die Kreuzung zu mir herüber. Ich sah ihm neugierig entgegen.

Die Schachtel war ein Schuhkarton. In den Deckel und die Seitenwände waren kleine Löcher gedrückt. Etwas schabte und rieb innen flatternd an der Pappe. Dann war es wieder still. Ich kannte das Geräusch. Der Mann stellte den kleinen Käfig neben mir auf die Mauer.

Möchtest du mal hineinsehen?

Ich nickte. Der Mann schob den Deckel zur Hälfte von der Schachtel und hielt seine Hand über die Öffnung. Als er sie etwas hob, beugte ich mich hinüber und sah einen Spatz auf dem Boden hocken; seine Flügel hingen halb geöffnet herab. Er hatte das Alter, in dem er schon fliegen konnte, sich aber noch füttern ließ, mit vorgestrecktem, offenem Schnabel und flatternden Flügeln aufgereggt bettelnd. Wenn sie so klein waren, ließen sie sich leicht fangen. Manchmal saß einer verloren am Boden, und wenn man sich ihm ruhig und geschickt näherte, gelang es, einen Kescher über ihn zu stülpen, bevor er abheben konnte, um ungelenkt, in einem

merkwürdig steifen Flug, in einem Gebüsch zu landen oder an einer Hauswand emporzuflattern. Ich hatte oft einen erwischt und in eine Schuhschachtel gesperrt wie diese.

Die Ränder um die Augen des Mannes waren heller als in der Dämmerung. Er betrachtete abwechselnd den kleinen Spatz und mich, wie ich das Schauen, Picken und Flattern des Vogels beobachtete, der sich unter der großen Hand vergeblich mühte, aus dem Karton zu entkommen, und nach jedem Versuch in Erschöpfung und Stille zurücksank. Ich war überrascht, zu merken, daß es mich freute, den Mann wiederzusehen. Er sah nicht mehr so unheimlich aus und noch müder; etwas wie Ängstlichkeit oder Sorge lag in seinem Blick. Er schien froh zu sein, vor mir an der Mauer stehen zu können. Ich wunderte mich, warum er das tat. Hatte er keine Arbeit? Ich kannte nur Erwachsene, die keine Zeit hatten, die immerfort mit etwas beschäftigt waren, im Haus, im Garten, im Stall, in der Werkstatt oder auf einer Baustelle. Und die anderen Leute sprachen davon, zur Arbeit zu gehen – in die Stadt, in mir unbekannte, rätselhaft Gebäude, die es im Dorf nicht gab, Fabriken und Büros. Das sagten sie mit einer Betonung, die in mir die Vorstellung hervorrief, sie gingen auch zur Arbeit, wenn sie schon arbeiteten, und gingen arbeitend dauernd herum, immer der Arbeit nach, und taten das immer schneller, weil die Arbeit ihnen entkam, wenn sie sich ihr nähern wollten. Ich spürte, daß der Mann, der vor mir stand, von der Arbeit, die unser Dorf beherrschte, abgesondert war, sie ging ihn nichts an. Das gefiel mir. Sein Wagen auf der anderen Seite der Kreuzung bewies, daß er aus einer anderen Welt kam. Ich betrachtete wieder die Rillen der Krawatte und die

lange, fest aufliegende Spitze des Anzugkragens und überlegte, ob sie jemals unpassend nach vorn knicken würde. Ich spürte, daß der Mann etwas von mir wollte, ohne zu wissen, was das sein könnte, und schob eine Ahnung in das Dunkel zurück, aus dem hervor sie sich kurz bedrohlich zeigte wie eine Ratte, die unsichtbar raschelnd im Misthaufen wühlt. Der Mann schob den Deckel zurück über die Schachtel, das Flattern verstummte.

Er rückte sie zu mir herüber, bis sie fast mein Bein berührte.

Du kannst sie haben. Ich schenke ihn dir.

Der Mann lehnte sich an die Mauer, so daß der Schuhkarton zwischen uns stand. Er zog eine Packung Zigaretten aus der Jackentasche, fingerte eine heraus und holte aus der anderen Tasche ein Feuerzeug. Es sah aus wie ein kleiner Zylinder. Er nahm die Kappe ab, klemmte sie sich zwischen die zwei letzten Finger der linken Hand, die die Zigarette hielt, und zündete die Spitze an. Es war eine Roth-Händle, wie manche Männer im Dorf sie rauchten. Der Mann inhalierte tief und lange und sah in die Richtung, aus der er gekommen war. Ab und an kniff er die Augen zusammen und wölbte die geschlossenen Lippen ein wenig vor, wie zu einem Kuß in die Luft. Schließlich schnippte er den Stummel in den Sand, wo er zwischen Löwenzahn verglühte und feinen Rauch aufsteigen ließ. Es war windstill. Der Mann schien mit etwas beschäftigt zu sein.

Mach's gut, Kleiner. Vielleicht sehen wir uns mal wieder. Viel Spaß mit dem Piepmatz.

Er ging zurück zu seinem Wagen. Ohne sich dabei umzusehen, wedelte er mit einer Hand über dem Kopf. Ent-

täuscht sah ich, wie das Auto wendete und langsam, wie es gekommen war, zurück in das Dorf ohne Kirche und Einkaufsladen fuhr. Noch lange blieb ich auf meinem Posten sitzen und hörte, wie sich in der Schachtel das panische Schlagen und Schaben und eine sprechende Stille ablösten, Klänge, die sich zu ergänzen schienen.

5

In Brand gab es zwei Arten von Wohnhäusern, die vor dem Krieg und die nach dem Krieg gebauten. Die alten waren, wie die Bauernhäuser, stattliche, lange Gebäude aus roten Ziegelsteinen, die unter dem First, zwischen den Stockwerken und über den Fenstern verkantet oder gerade aus der verputzten Fläche herausragten, um geometrische Muster zu bilden; an der Eingangsfront befand sich ein Tor, das in die scheunenartige Diele führte, von der aus man in Küche, Waschküche, Wohn- und Schlafzimmer sowie Kammern gehen konnte. Die neueren wurden von den Alten im Dorf Häuschen genannt. Sie hatten einen quadratischen Grundriß, waren klein, kompakt und glatt verputzt; ein schmaler, niedriger Anbau an der Rückseite wurde als Waschküche oder Stall genutzt. Dieser Raum diente in dem Haus, in dem der Postbeamte wohnte, als seine Geschäftsstelle; der Postschalter war vom Vorraum durch einen Tresen abgetrennt, über dem sich eine Glasfront erhob. Der Postbeamte hatte nur einen Arm, den anderen hatte er in Rußland verloren. Wenn ich Briefe zur Post brachte oder in Vorfreude die Marken mit Fuchs und Hase erwartete, die

er gleich in die schwarze, wannenartige Durchreiche unter dem Glas legen würde, sah ich mit verstohlenen Blicken, wie seine neue Hand aus steifem, rostbraunem Leder aus dem Ärmel ragte. Ich mußte meine Mutter fragen, warum es in der Post so eigenartig roch, weil wir Bohnerwachs zu Hause nicht verwendeten und in der Schule der Geruch ähnlich, aber frischer war, wie mit Zitrone verfeinert. Sie konnte mir aber nicht erklären, warum der Postschalter Postschalter hieß.

Nur wenige Wohnhäuser hoben sich, sobald ich ihre Andersheit wahrnehmen konnte, von dem gewohnten architektonischen Zweierlei bedeutsam und die Neugier weckend ab. Das größte Wohnhaus war eine Villa, die nordwestlich außerhalb des Dorfes lag, an dem Feldweg, der vor den ersten Häusern von der Hauptstraße abzweigt. Gleich von welcher Seite ich kam, ich mußte ein Stück aus dem Dorf hinausradeln, um mein Ziel zu erreichen, das durch seine Lage und seine Architektur eine Ausnahme bildete. Stand ich davor, sah es aus, als würde links davon der Wald beginnen, so dicht und hoch standen die Bäume, und rechter Hand lag die grün leuchtende Wiese, an der ich vorbeigekommen war; dort weideten Pferde, die sich bei Regen an ihrem Unterstand zusammendrängten. Das Grundstück war von glatten, eng stehenden Metallstangen, auf denen ein Zackenband verlief, unüberwindbar eingezäunt; den unschönen Kontrast zu dieser Umgrenzung bildete ein doppelflügeliges Tor aus weißen Holzlatten, die sich jeweils zur Mitte erhöhten; es ließ sich elektrisch öffnen und schließen. Die im Erdgeschoß durchlaufenden Räume brachen im rechten Winkel; im kleineren, nach vorn

zum Weg zeigenden Schenkel lagen ein Gesellschaftsraum, in dem der Besucher vom Flur durch die offene Schiebetür einen Holzschrank sehen konnte, der hinter Glas alte Bücher zeigte, und Teile eines Flügels, und gegenüberliegend die Tür zum Speisezimmer. Es war immer verschlossen und in meiner Phantasie zu einem übergroßen leeren Wartesaal geworden. Ich wartete hoffend darauf, daß ich den Raum einmal von innen sehen würde, in dessen Mitte ich mir eine lange Tafel vorstellte, zum Schutz des Holzes mit rotem Tuch bespannt, von schweren, mit Leder überzogenen Stühlen umringt, an den Wänden hohe Bilder, golden eingerahmt. Über diesen Räumen erstreckten sich, im Dachgeschoß, die Kinderzimmer und das Zimmer des Kindermädchens.

Der Junge, der in diesem Haus lebte, war in der Mitte des Schuljahres in unsere Klasse gekommen. Er war von zarter Erscheinung, zurückhaltend und trug eine lange Hose und ein weißes Hemd; sein Deutsch hatte den leichten Akzent, den ich vom Mann meiner Großtante aus Hilversum kannte, und es hieß, daß er außerdem noch Holländisch und Englisch sprechen könne und Judo lerne. Jede Einladung, mit uns Jungen zu boken oder durch das Dorf zu ziehen, wies er verlegen zurück. Ich weiß nicht mehr, wie es mir gelang, ihn auf mich aufmerksam zu machen, aber für kurze Zeit waren wir befreundet. Meine Mutter meinte, die Eltern des Neulings, die weder in die Kirche noch in einen Gasthof, noch im Dorf einkaufen gingen, ja, die man überhaupt nie zu Fuß oder mit dem Rad sah, hätten ihn wahrscheinlich ermuntert, Kinder zu sich einzuladen, damit er nicht so allein sei. Sie erzählte mir auch, daß die Familie aus den

Niederlanden komme und streng katholisch sei und sehr reich, und sie wußte, daß ihnen in Deutschland und in vielen anderen Ländern Bekleidungsgeschäfte gehörten und auch das Kaufhaus in der Stadt, in dem im Frühjahr und im Herbst die neue Kleidung für mich ausgesucht wurde. Der Junge, den ich ein paarmal in seiner Villa besuchte, hatte eine Märklin-Eisenbahn, deren Anlage so groß war, wie ich es mir nie hätte erträumen können. Es gab, neben seinem Kinderzimmer, einen eigenen Raum für die vertikal verstellbare Platte, auf der die künstliche Miniaturlandschaft in genau der Höhe zu schweben schien, die für uns sowohl zum Bedienen der zahlreichen Trafos als auch für eine gute Übersicht praktisch war. Sprang allerdings irgendwo in der Mitte ein Waggon aus den Schienen, mußte das Kindermädchen kommen und sich lang machen: Dann streckte die junge Frau sich weit vor, bis sie, in ihren flachen Schuhen konzentriert schwankend, auf Zehenspitzen stand, um mit den nackten Armen Häuschen und Hügel zu überbrücken und mit beiden Händen die entgleisten Zugteile vorsichtig auseinanderzuhaken und wieder in die Spur zu setzen. Nicht daß ich nicht Anflüge von Neid auf das dunkelgrüne Krokodil empfand, die fraglos schönste Lokomotive, deren Preis sie in eine für mich unerreichbare Ferne rückte, nicht daß mir, der das enge Kinderzimmer mit dem jüngeren Bruder teilte, ohne das als Zwang oder Nachteil zu empfinden, Reichtum nicht fraglos erstrebenswert schien, weil das sichtlich bedeutete, viel Platz zu haben – die verlockenden Eindrücke wurden jedoch, zugunsten meiner Herkunft, durch die Erkenntnis aufgewogen, daß der Junge, wie seine Eltern, in einer eigenen Welt eingeschlossen blieb, die kei-

nerlei Verbindung zu dem Dorf hatte und zu all dem, worin ich so gern und fest lebte und webte. Er durfte nur im Haus, wo die schöne, elegant gekleidete Mutter mit ihrem hochtoupierten Haar mich zur Begrüßung kurz inspizierte, oder im Garten spielen und das dickichtlose Grundstück nicht verlassen, damit er im Blickfeld der Frauen bliebe; nicht einmal auf dem Feldweg vor dem Tor durften wir uns aufhalten. Konnte etwas langweiliger sein als ein eingezäunter Garten mit Rasen und Rhododendron? Daher blieb, bei allem wechselseitigen Bemühen um Zuneigung und Gemeinsamkeit, ein innerer Abstand, der sich nicht überspielen ließ. Es war, als hätte man die Menschen, die Möbel und Autos mit einer Pinzette aus einer großen Schachtel gehoben und hierher versetzt, damit sie bei uns wohnen konnten, und so plötzlich, wie der Junge aufgetaucht war, war er nach einer Zeit, die mir nicht länger als ein paar Monate vorkam, wieder verschwunden. Mein Bedauern, nicht mehr mit der Traumreicheisenbahn spielen zu können, verflog schnell, und es fühlte sich, wie ich mit Erstaunen bemerkte, richtig an, daß die Familie nicht mehr da war. Nach ihrem Wegzug vermißte ich noch eine Weile das Kindermädchen mit ihren stets nackten Armen, das mich an die verträumt rauchende Lehrerin denken ließ, und stellte mir vor, wieviel Zeit der Junge mit ihr verbringen durfte; aber ich wußte, daß alles in mir sich dagegen aufgelehnt hätte, unter Aufsicht zu spielen und womöglich ausgeführt zu werden, um gesittet angefaßt und gespreizt auf immer gleichen, seelenlosen Wegen herumzuspazieren. Ich war ohnehin zu dem gefühlten, aber deutlichen Urteil gekommen, daß die Villa, von deren Großzügigkeit und Komfort

alle Erwachsenen, obwohl nur der Klempner sie jemals betreten hatte, wortreich schwärmten, häßlich sei; das viel zu spitze und zu hohe Krüppelwalmdach, der eigenartige Grundriß und die mit großen Blumen gemusterten dicken Vorhänge schienen nicht zusammenzustimmen und etwas nachzuahmen, was nicht in das Dorf paßte.

Es gab noch ein zweites, mir von innen vertrautes Wohnhaus, das sich von der üblichen Bebauung im Dorf unterschied. Das war das Haus, in dem ein Freund lebte und das sein Vater selbst entworfen hatte. Er hatte Architektur studiert und sogar einen Doktor, wie meine Mutter gerne ehrfurchtsvoll betonte, weil sie, anders als mein Vater, der sein Gegenüber ausschließlich nach Charakter und Können beurteilte, eine Schwäche für soziale Insignien wie Amtsbezeichnungen, akademische Titel, Orden oder militärische Ränge hatte, insbesondere, wenn sie sich in Uniformen oder Dienstkleidung wie Talaren oder weißen Arztkitteln darstellten. Der Vater des Freundes, der in der Stadt in einem Amt für Bau- und Kunstpflege arbeitete, hatte für seine Familie am damaligen Dorfrand ein einstöckiges Wohnhaus bauen lassen, dessen rechteckiger Grundriß sich ebenso in die Dorfbebauung einfügte wie die Mauern aus roten Ziegelsteinen und das einfache Walmdach. Aber innen war das Haus das, was meine Mutter modern nannte – die Treppe, deren einzelne Stufen, aus der Wand kommend, scheinbar frei in der Luft hingen, hatte kein Geländer aus Holz, sondern eines aus Metallstäben, die durch Stahlseile verbunden waren. Während ich bei meiner Großmutter noch zwanghaft und vergeblich versuchte, nicht auf den Fäkalienhaufen zu blicken, wenn ich das Plumpsklo im Garten benutzte,

ging ich hier auf eine Toilette für Gäste, weil diese aus hygienischen Gründen nicht das Badezimmer benutzen sollten, das der Familie vorbehalten war. Nicht nur daß der Vater der einzige Akademiker unter all den Vätern im Dorf war, ich erstarrte konsterniert und skeptisch, als ich zufällig, durch die offene Wohnzimmertür, die Mutter sah, die am hellichten Nachmittag auf dem Sofa ein Buch las, statt Obst einzukochen oder Unkraut zu jäten. Die Wände des Wohnzimmers waren voller Stringregale aus schwarzem Metallgestänge und dunklem Holz, auf denen im Übermaß das stand, was sich bei uns zu Hause nur ganz vereinzelt fand: Bücher. Und statt der Stickbilder über unserem Esstisch, deren von groben Fäden gewölbte Farbflächen die Marktkirche und das Leibnizhaus vorstellen sollten, hingen hier, in schwarzen Rahmen hinter Glas, wie ausgerissen wirkende Papierseiten, in deren Farbtupfen und dunklen Linien ich mich vergeblich mühte, etwas zu entdecken, was ich hätte benennen können – Bilder, die meine Mutter, sobald ich ihr davon erzählte, mit ihrer üblichen peremptorischen Treffsicherheit als abstrakten Krimskrams klassifizierte. Drei Dreckflecken Rehe im Schnee nennen – was sollte der Stuß? Als ich ihr, die auf den Knien den Küchenboden wischte, sagte, daß ich viel lieber in dieser Familie leben würde als in der meinen, sah sie mich von unten bestürzt und traurig an.

Die beiden Gasthöfe an der Hauptstraße, jeweils am westlichen und am östlichen Dorfausgang, waren der Welt der Erwachsenen vorbehalten, die hier darin bestand, an den hellen, glattgehobelten, mit Gläsern und Aschenbechern überfüllten Tischen zu trinken, zu rauchen, laut zu

sprechen und noch lauter zu lachen und jeden Moment zu nutzen, um als Mann eine Frau an der Hüfte und als Frau einen Mann am Oberschenkel zu berühren. Wir liefen nur in den stickigen Lärm, um ein paar Pfennige zu erbetteln, was leichter möglich war, wenn mein Vater oder meine Mutter bereits angetütert und in gelöster Stimmung waren, oder um rasch eine Bluna zu trinken, den Blick sehnsuchtsvoll auf den Flipperautomaten geheftet, an dem zu spielen wir noch zu klein waren. Aber hier fand ich an den Wänden ausgestopft die Tiere, die ich aus der freien Wildbahn oder von Abbildungen in Büchern oder auf Briefmarken kannte: das zierliche Wiesel, den schlanken Körper auf dem winzigen Brett so verdreht, daß einem der kleine Kopf, wie fauchend die spitzen Zähnchen zeigend, drohend ins Gesicht sah; das Haupt des Rehs mit seinen hervorstehenden glasigen Augen und den beiden kleinen, komisch ungleichen Hörnern, das in mir die Frage wachrief, wie der Hals so glatt vom Rumpf des toten Tieres abgeschnitten und auf dem Holz befestigt werden konnte; der mächtige, sich wegduckende Auerhahn, mit traurig hängenden Flügeln, den gekrümmten Schnabel wie unter großen Schmerzen in die Luft emporgestreckt.

Wenn ich nicht allein im Haus bleiben sollte, ging ich mit meiner Mutter auf den Friedhof, den sie nur als Kösters Kampe bezeichnete. Dort spielte ich auf den Sandwegen, während sie die Gräber ihres Vaters und ihres Urgroßvaters von Quecken befreite und die Stiefmütterchen goß. Sie war gern, in den warmen Monaten täglich, auf dem Friedhof, weil sie dort immer jemanden traf, mit dem sie sich über Neuigkeiten im Dorf und Geschichten aus dem Leben der

Toten austauschen konnte, die sie, je nachdem, mit wem sie sprach, so unterschiedlich ausschmückte, daß ich oft nicht wußte, ob es ein und derselbe Tote war, von dem sie erzählte. Unter den Gesprächen konnte ich aus Zweigen, Steinen und Blättern meine kleinen Muster und Welten bilden, bis meine Mutter von der Grabstätte auf den Weg trat, um dort mit der Harke, parallel zu der niedrigen Thujahecke, ein paar präzise Furchen zu ziehen, die signalisierten, daß sich hier jemand um das Grab gekümmert hatte, und die möglichst lange unversehrt sichtbar bleiben sollten. Zufrieden war sie, wenn das Strichmuster auch bei ihrem nächsten Grabbesuch erhalten war – wenn der Regen es verwischte, hatte das aufgrund höherer Ordnung seinen berechtigten Grund, aber sie schimpfte, wenn Schritte, unbedacht oder mit böser Absicht, es eingeebnet hatten. Ich mochte den Friedhof, auf dessen Wegen ich umherlaufen durfte, solange meine Mutter am Grab zu tun hatte, und auf dem mich nur die dichten, zum Spielen untauglichen allgegenwärtigen Lebensbaumhecken störten, deren steif dichter, beschnittener Wuchs ihren Namen markant widerlegte. In der Kapelle hingegen, wo Bäumchen in Töpfen die abstoßende Kahlheit des Raumes verstärkten und der blumengeschmückte Sarg mir, der ich eingezwängt zwischen den Erwachsenen saß, entgegenragte wie ein Boot, ließen mich die schmucklos grauweißen Wände mit ihren dunklen Schlieren an die Ställe denken, in denen die Schweine und Kühe ihre Körper aneinanderdrängten.

Die Kirche stand parallel zur Hauptstraße, der spitze, weithin sichtbar über das Dorf hinausragende Turm im Westen angebaut, der unscheinbare Chor nach Osten

gerichtet. Vom Bürgersteig führten zwei Stufen hinauf zu einer Ausbuchtung, in der links und rechts zwei Bänke, im rechten Winkel zur Straße, eine Art Gasse zum Kriegerdenkmal bildeten. Auf einem großen Granitstein standen, mit schwarzer Farbe in die Gravur gemalt, die Namen der Männer, die im Krieg gefallen oder geblieben waren – andere Verben wurden nicht verwendet. Am Volkstrauertag, den meine Urgroßmutter weiter Heldengedenktage nannte, versammelte sich nach dem Gottesdienst in der Kirche vor dem Plätzchen eine Schar von schwarz angezogenen Männern und Frauen, die so groß war wie sonst nur am Erntedankfest und am Heiligen Abend. Der Posaunenchor spielte *Ich hatt' einen Kameraden*, was viele, Tränen in den Augen, mitsummten oder -murmelten, der Pastor sprach davon, daß etwas in uns unverletzlich sei, und es herrschte eine beklommene Stimmung, wie zu keiner anderen Zeit, an keinem anderen Ort im Dorf. Weil keiner der Erwachsenen jemals etwas sagte zu dem Tag und zu seinem Anlaß, wie es sonst bei anderen kirchlichen Feiertagen lapidar vorkommen konnte, war ich um so überraschter, als der Postbeamte einmal auf dem Heimweg plötzlich zornig wurde und nicht aufhörte, lauthals zu schimpfen über die Verbrecher, die uns den Krieg eingebrockt hätten; meine Großmutter, die mich an der Hand hielt, sagte wie immer nichts, wenn es um den Krieg ging, meine Mutter jedoch, die Ärger und Konflikte jeder Art umschiffte, wo sie nur konnte, begann dem Mann, als seine Tirade eine Pause machte, zuzustimmen und versuchte, die Situation zu entschärfen, indem sie hilflos Verse rezitierte: Links Lametta, rechts Lametta, und der Bauch wird immer fetter – du weißt doch, Fritz, wie die Idioten waren.

Die Kirche war von einer Rasenfläche umgeben, auf der, zur Straße hin, ein paar Eichen von der Art standen, deren Früchte die runden Köpfchen mit Stielkappe sind. Aus dem Gras ragten vereinzelt Grabsteine, teils in der Erde versunken, und Grabplatten lehnten an der Kirchenwand; ich konnte weder die Schrift noch die Sprache entziffern. Aber weil ich den Friedhof mochte, gefielen mir auch die Grabsteine, die die Kirche zu hofieren und zu erheben schienen, zumal ich, als der Sinn dafür sich zu entwickeln begann, spürte, daß sie viel älter waren als die glatt polierten schwarzen Steine auf dem Friedhof. Sooft wir auch die Klinke drückten, um hineinzugelangen, die Kirche war, wenn nicht Gottesdienst gefeiert wurde, abgesperrt. Ging ich an der Kirche vorüber oder suchte auf der Rasenfläche ein paar besonders formschöne, makellose Eicheln, konnte die Stimmung, die vom Gotteshaus ausging und die sich mit der Verslossenheit der Gräber vermischte, zu einer Schwere werden, die wie eine unsichtbare Steinplatte in der Luft hing und sich langsam auf mich herabzusenken drohte. Dann wechselte ich die Straßenseite.

Anders als die Barockkirche in dem südlich gelegenen der westlichen Nachbardörfer, mit ihrem von goldenen und blauen Formen überquellenden Altar, über dem, wie aus einem Guß des Holzes, golden die Kanzel, flankiert von zwei Figuren, und die Orgel mit vielen Pfeifen prangten, was das Dorf zusammen mit dem Schloß, das am Ufer des Flusses stand, zu einer Sehenswürdigkeit machte, hielt die Kirche in Brand für das Kind kaum Eindrücke bereit, die es bleibend eingeladen hätten, sich in der Phantasie weiter

mit dem Gegenstand zu beschäftigen oder gar Welten aus Tagträumen darauf zu bauen. Der kleine Jesus am Holzkreuz, der die Ärmchen emporreckte, als hätte er sich erschrocken und wollte fortfliegen, die schmucklose Kanzel und darüber, zwischen abstoßend flächigen, dem kindlichen Blick sofort als Attrappe durchschaubaren Steinen aus grauem Holz, die beiden schräg nach links und rechts oben ragenden Tafeln, die eine mit den Worten BIBLIA SACRA, die andere mit den römischen Ziffern I bis X, boten dem kindlichen Gemüt, das unentwegt auf der Suche nach etwas war, womit es sich anreichernd beschäftigen konnte, weder Widerstand noch Anreiz. Das alles war schlicht langweilig. Das einzige, was mich in der Kirche anzog, waren der goldene Stern und der goldene Mond am Taufstein, der links im Altarraum stand, nah bei den ersten Kirchenbänken. Da ich die Himmelskörper nur betrachten konnte, wenn ich in der ersten Reihe saß, versuchte ich meine Mutter an der Hand zu diesem Platz zu ziehen, sobald wir die Kirche betraten und sie sich wie üblich in einem Gespräch mit der Küsterin verding. Stern und Mond leuchteten goldgelb auf einem tiefblauen Untergrund, der ins Runde strebte, dessen Ränder jedoch viele Einbuchtungen und Ausfransungen hatte, so daß er mich an die Teigfläche erinnerte, die unter dem rollenden Nudelholz entstand, wenn meine Mutter einen Mürbekuchen backte. Der Stern hatte sechs Zacken, alle jeweils im selben Abstand zueinander, so daß er, wie meine Vorstellung prüfte, auf jedem Zacken stehend gleich aussah. Der Mond, rechts daneben, war ein Gesicht: Ein Goldband rahmte, oben und unten in zwei Spitzen auslaufend, eine Fläche, in der

ein Auge stand und die auf der einen Seite im Profil, wie von Kinderhand gemalt, eine lange Nase, einen geöffneten Mund und ein kleines Kinn darstellte. So staunte der halbe Mondkopf den kleineren Stern neben sich an. Durch die Zacken, das halbe Gesicht, das pralle Gold stellten sich mir die Bilder viel größer dar, als sie waren: Wandte ich meinen Blick, nachdem ich sie ausführlich betrachtet hatte, zurück in die Kirche, wunderte ich mich, daß Stern und Mond, die in meiner Phantasie ins Himmelgroße gewachsen waren, an dem Taufstein klebten, der vor mir in der Kirche stand. Oder sollte der Stern eine Sonne sein? Was paßte besser zuammen, Mond und Sterne oder Sonne und Mond? Oder war beides, wie wir in der Adventszeit sangen, dasselbe: O klare Sonn, du schöner Stern, dich wollten wir anschauen gern? Ich freute mich, wenn in den Liedern von Sonne oder Stern die Rede war, weil ich meinte, sehen zu können, was wir sangen. War mir langweilig, versuchte ich mich an den alten Buchstaben, die in einem schwarzen Band um die blaue Teigfläche herumliefen, und es fiel mir nicht schwer, sie zu lesen: IOHANN ANNO 1606 WEDEKIND. Auch wenn mir niemand das ANNO erklären konnte, ich verstand, daß in unserem Dorf vor einer Zeit, die ich als so weit entfernt empfand wie die wirkliche Sonne, den wirklichen Mond, ein Mensch gelebt hatte, der denselben Namen trug wie die Adligen im Gutshaus – und es war zugleich beruhigend und aufregend, daß die Jahreszahl und die Bilder auf einem Stein zu sehen waren, der in Reichweite vor mir stand. Sein Fuß hatte sechs Ecken, die ich nach einem Gottesdienst zählte, während meine Mutter sich noch in der Kirche unterhielt. Und auf der einen Seite reihten sich

Worte untereinander: MARCI · 10 · IHESUSSPRACH /
LASSETDIEKINDLEINZU / MIRKOMMENUNDWERET /
INENNICHTDENSOLCHER / ISTDASREICHEGOTTES.
Darunter trat ein Engelskopf aus dem Stein – erkennbar
daran, daß er dort, wo Menschen Ohren hatten, jeweils ein
Flügelchen aus sich herausstülpte.

Ich kann mich genau an den ersten lebhaften Eindruck
erinnern, den ein Gedicht auf mich gemacht hat. Das ge-
schah, als ich mit meiner Mutter einen Adventsgottesdienst
besuchte. Das Lied *Es ist ein Ros' entsprungen* wurde
gesungen. Meine Mutter sang mit klarer, lauter und, wie
ich fand, auch schöner Stimme mit, während ich, halb mit
Blick in die brennenden Kerzen, in einer Art Sprechgesang,
der für die anderen um mich herum unbedingt unhörbar
bleiben sollte, nebenherschlenderte. Als wir die zweite
Strophe sangen – das Röslein, das ich meine, davon Jesaja
sagt –, weckten die vielen a in den letzten drei Wörtern
plötzlich meine Aufmerksamkeit. Es war keineswegs ein
starker, überwältigender Eindruck; es war ein Geschehen,
das sich, für mich ohne ersichtlichen Grund, wie nebenbei
in der Langeweile vollzog, in die mich der Gottesdienst
versetzte und die meine Wahrnehmung auf allen möglichen
Kleinigkeiten umherschweifen ließ. Als hätten sich die
Vokale eigenmächtig von den Konsonanten, aus den Wör-
tern und Tönen gelöst und als fielen das o und das e weg,
standen in der Luft, vor dem inneren Auge allein die vier a.
Was mir auffiel, zog mich aus dem weiteren, schematischen
Verfolgen der Noten und Worte, die sich wie eine Kette
von Spielzeugwaggons anfühlten, heraus und ließ mich am
Rand des Gemeindegesanges die drei Wörter – davon Jesaja

sagt – wiederholen und hörend betrachten. Es ging mir nicht darum, daß die Wörter sagten, auch schon Jesaja habe von dem Röslein gesprochen, von dem in dem alten Lied, das wir sangen, die Rede war; das war sofort und leicht verstanden, anders als viele andere Stellen in den Kirchenliedern, die mir auch beim angestrengtesten Nachdenken unverständlich blieben. Ich fand die a-Vokale angenehm, einladend, ich hatte ein Spiel entdeckt: Es hörte sich an, als wären sie Murmeln, die leise gegeneinanderklackten. Ich vergaß das Lied, das um mich herum in Wort und Klang seinen Gang nahm, ich sagte unablässig und leise für mich die drei Wörter auf und hatte dabei das Gefühl, als wären sie mit Absicht so gemacht worden, daß sie sich einprägen und leicht gelernt werden können. Ich war so glücklich, wie ich es war, wenn ich eine neue Vogelart, eine Rotfeder oder einen Hirschkäfer sah, als ich herausfand, daß auch andere Buchstaben sich wiederholten, das j, das ich für einen sehr seltenen Buchstaben hielt, und das s, und wie beide nur durch wenig Bewegung der Zunge unterschieden waren. Ich weiß nicht, ob es gleichzeitig geschah oder nacheinander, daß ich bemerkte, daß sogar zwei ganze Silben völlig gleich waren, das sa sich im zweiten und im dritten Wort fand und mit dem ja einen Reimkreis bildete. Nahm ich das je dazu, hörte ich nur Klang, der aber wohltuend war: jesajasa. Hierin, schien mir, lag der Grund, warum die drei Wörter so eingängig, anschmiegsam und schön klangen. Ich brauchte eine Weile, um herauszufinden, daß auch das auffallende o, das ich als störend, als Fremdkörper empfand, dazugehörte, weil es mit den zwei folgenden betonten a etwas wie einen kleinen Wiegeschritt machte. Vielleicht

wären fünf oder sechs a auch langweilig gewesen. Das d am Anfang, das ich, leise sprechend, von dem Rest des Wortes löste, kam mir weich vor, wie ein Küsschen, und ich war überrascht zu sehen, daß es sich mit dem ihm verbundenen a sogar auf das ja und die beiden sa reimte. Und das t am Ende der drei Wörter, vor allem in der gesprochenen Verbindung mit dem g, machte ein feines, leises Geräusch, als würde eine kleine Kammertür mit zwei sanften Rucken in ein Schloß gezogen, das leicht klemmt.

Von da an machte ich es mir bei den Gottesdiensten zur Gewohnheit, nach Stellen zu suchen, die ich, unhörbar flüsternd, ähnlich betrachten und bedenken konnte. Froh war ich, wenn es auch im Hauptgottesdienst am Sonntagvormittag oder bei einer Beerdigung in der Friedhofskapelle Anlaß gab, Strophen aus dem Lied *Der Mond ist aufgegangen* zu singen, das zu meinem Lieblingslied geworden war. Am besten gefielen mir die Zeilen: Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar, der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar; aber die erste Strophe wurde nur in einem der seltenen Abendgottesdienste gesungen, etwa in der Passionszeit.

6

Während mein Blick, ohne einen Halt zu finden, zwischen dem grauen Gewölk über der Schwäbischen Alb, auf die ich, am Schreibtisch sitzend, schaue, und der Frage hin- und herwechselt, womit ich meine Erzählung fortsetzen soll,

liegt meine Mutter ein paar hundert Kilometer nördlich in dem Dorf ohne Kirche in einem Pflegebett. Das Heim, das am Rand des Ortes steht, grenzt an ein Miniindustrieggebiet (auf kuriose Weise zugleich unscheinbar und verhaltensauffällig wie ein i), in dem für eine Netto-Filiale eine der üblichen Flachdachhallen errichtet wurde; daneben gibt es einen Geldautomaten der Volksbank und einen Döner-Imbiß, der auch Currywurst anbietet, die ich gerne, im Rauschen der heute vierspurig am Dorfrand entlangführenden B 6, auf einer Bierbank vor dem Parkplatz esse. Er ist so weitläufig, daß es aussieht, als wäre sein unendliches Gelände, und nicht der Supermarkt, Ausgangspunkt und Zweck der architektonischen Anlage. Die riesige Parkfläche hat eine Dimension, die mir den angenehmen Eindruck von verschwenderisch viel Raum gibt, weil die Zahl der weiß markierten Stellplätze die der Fahrzeuge weit übersteigt, die vereinzelt auftauchen, suchend herumkurven und, endlich in der Leere zum Stillstand gekommen, glänzend ihre jeweilige Form, Größe und Farbe zeigen – jedes Arrangement ein Fotomotiv.

Meine Mutter ist das, was sie immer einen Pflegefall nannte: Sie kann nicht einmal ihren Oberkörper aus eigener Kraft in eine andere Position bringen. Was die Beweglichkeit ihrer Arme betrifft, so vermag sie, nachdem das Tablett auf ihrem Schoß mit einem perlengefüllten Kissen waagrecht fixiert wurde, aufwendig auf dem Teller stochernd und angestrengt in ihren Mund zielend, unter enormen Verlusten von Soße und Erbsen, selbständig zu essen; am unteren Ende der Skala ihrer willentlichen und motorischen Bestände ist es ihr unmöglich geworden,

erfolgreich eine Fliegenklatsche zu benutzen. Es mag wie eine schlechte Erfindung klingen, aber es war ihr Wunsch und Wille, ihr Leben in genau dieser Lage zu Ende zu bringen. Als sie nach einem Sturz in der Küche (neben dem Sessel vor dem Fernsehgerät seit je ihr Lieblingssort im Haus) eine künstliche Hüfte erhalten hatte und im Krankenhaus durch Übungen auf den Übergang in die Rehabilitation vorbereitet werden sollte, berichteten die Therapeuten meinen Brüdern und mir mit entrüstetem Bedauern, daß ihre Bemühungen völlig vergeblich seien, weil unsere Mutter jedes Mitwirken nicht nur verweigere, sondern sich geradezu tätig versteife und gegen jede Hand sperre, die etwas an ihr bewegen wolle. Eine drahtige junge Frau sprach lächelnd von Totalblockade. Total – die beiden Silben klangen, für sich gesprochen, wie zwei kleine Schläge und bedrohlich endgültig. Obwohl ich wußte, daß das, um eine bevorzugte Floskel meiner Mutter zu gebrauchen, verlorene Liebesmüh sein würde, hatte ich, so meine Überzeugung, als Sohn die Pflicht, ihr wenigstens einmal ins Gewissen zu reden; ich tat das, indem ich ihr sachlich, ohne jede Drastik, das Szenario vor Augen stellte, in das sie mit Sicherheit geraten würde, wenn sie sich den Übungen verweigerte und nicht wieder auf die Beine käme. Wie früher oft gab sie eine Antwort, die ihr Gegenüber überraschend entwaffnete, indem sie das, was es aus Sicht des anderen zu vermeiden galt, zu ihrem Wunsch machte. Ich möchte ein Pflegefall werden, beschied sie ebenso trocken wie bestimmt. Dieses Ziel hat sie erreicht. Sie liegt Tag und Nacht im Bett, wird gewaschen, gesäubert und gewickelt, gefüttert und abgewischt, betupft und geschminkt, getätschelt und gestreichelt, mas-

siert und hin- und hergedreht. Ab und an schiebt ein Pfleger sie in ihrem Bett auf den Balkon, wo nacheinander Stellen ihres Körpers entblößt werden, damit frische Luft auf die gereizte, gerötete Haut einwirken kann. Wenn ich sie bei Wetter besuche, das einen Spaziergang erlaubt, wird sie mit Hilfe eines Lifters in ihren Rollstuhl gehievt, so daß wir eine Runde in dem großflächigen Park drehen können, der das trostlose Abbild der Idee eines englischen Gartens ist, eine von Schildern durchzogene Ansammlung von Büschen, kleinen Hainen, Gewässern, Pavillons und kümmerlichen Versuchen von Aussichten, die rasch am Maschendrahtzaun enden. Auf Tafeln, die sich dicht reihen, steht geschrieben, vor welchen Gewächsen man steht und wie die Fische im Teich heißen, und in Schaukästen, von einem kleinen Walmdach aus Rinden gekrönt, werden mit blumigen Prosagedichten und überbunten Bildchen ausführlich die Lebensräume von Bewohnern der heimischen Natur vorgestellt, die es, wie Bienen, Maulwürfe oder Greifvögel, nicht zu sehen gibt. Die viele Arbeit, die in allem steckt, kommentiert meine Mutter, die viele Arbeit. Ihr Lieblingsort ist der garagengroße, weit überdachte Drahtkäfig, bevölkert von Kaninchen und Meerschweinchen, die zu zählen mir unmöglich bleibt, weil immer drei, vier in Bewegung sind und quer durch die Enge flitzen. Ich hole mir einen der Plastikstühle, stelle den Rollstuhl dicht vor das Gitter und betrachte mit ihr, während ein warmer Sommerschauer auf das Dach rieselt, das pelzige Tier, das zu unseren Füßen an einem Kohlrabistück nagt.

Meine Mutter hadert nicht mit dem Erfolg ihres Beschlusses, sich nicht mehr zu bewegen, sie ist zufrieden damit, ein

Pflegefall zu sein. Sie hat keine Beschwerden, Schmerzen oder Ängste, und auf meine Frage, wie es ihr gehe, antwortet sie: Danke, ganz gut. Weil sie ihr Leben lang in Haus und Garten arbeiten und für die Urgroßmutter, ihre Söhne und den Mann sorgen mußte, mag es sein, daß während der langen Zeit ihres alltäglichen Daseins für andere die Angst in ihr gekeimt und gewachsen war, sie könnte den Zeitpunkt verpassen, selbst einmal rundum gepflegt und versorgt zu werden. Oder hat sie, schlicht aus Bequemlichkeit, eine Wahl getroffen, die sie jetzt, im Pflegebett, täglich erneuert und bejaht? Aber vielleicht war es nicht Selbstbestimmung, sondern das Unvermögen, etwas anderes zu wollen, das sie in diese Situation gebracht hat. Wie sehr das Bett und seine Umgebung zu ihrer Heimat geworden sind, schließe ich daraus, daß sie meine Anwesenheit, kaum bin ich ein paar Minuten bei ihr im Zimmer, ignorieren und mich bitten kann, Dumitra oder Raja zu holen, damit sie einen Dienst an ihr verrichten, den ich auch übernehmen könnte – sie hat die Schichten des Pflegepersonals genau im Kopf. Es kann auch sein, daß sie nach einer längeren Pause in unserem Gespräch unvermittelt fragt: Wo sind die Männer? – eine Frage, die paßt, weil sie schöne Männer sehr gemocht hat, sowohl den einen oder anderen im Dorf als auch Schauspieler wie Clark Gable oder Gary Cooper. Als Kind habe ich mit Stolz gespürt, wie blendend meine Mutter aussah und daß ihre Wirkung auch auf sexueller Attraktivität beruhte; sie hielt sich jedoch genau an die von der Konvention gezogenen, von ihr akzeptierten Grenzen und rief mich vom Spielen herein, um mich in einem harschen Ton, der keine Widerworte zuließ, anzuweisen, mich

schweigend dazuzusetzen, wenn sie allein in der Küche oder im Wohnzimmer einen Bekannten oder Freund bewirten mußte, der unangekündigt auftauchte und vorgab, irgendein Werkzeug leihen zu wollen. Daß es nun auch Männer sind, die sich um sie kümmern, gibt ihrem Leben die Pointe einer gelungenen Kontrafaktur.

Mein Besuch beginnt damit, daß ich ihr, noch in der Tür stehend, ein Hallo Mama zurufe, worauf sie Hallo Kind echot. Frage ich sie, bereits am Bett stehend, ob sie nicht auch wisse, wie ich heiße, nennt sie meinen Vornamen. Jetzt aber, nach dem Kuß auf die kühle, trockene Stirn und dem Streicheln des massigen Armes, auf dem Hämatome, Adergeflechte und düstere Hautflecken sich zu einem Chaos vereinen, das den Tatbeweis erbringen zu wollen scheint, daß es auf Fleisch in diesem Stadium des Verfalls keine abstrakten Muster mehr geben kann, die etwas mit Schönheit zu tun haben – jetzt aber beginnen wir, zeitweise getrennte Wege zu gehen. Denn wenn ich herausfinden will, ob sie sich noch erinnert, woher ich komme, kann es sein, daß sie mich mit der Bemerkung auflaufen läßt, ich solle nicht so blöd sein, immer dasselbe zu fragen, oder sie stößt nach kurzem, sichtbar intensivem Überlegen triumphierend hervor: Lüdenscheid. Meine vorsichtige Korrektur, daß ich aus Tübingen komme, lockt ihr ein Lächeln in die Falten: Ü-ü, flüstert sie, um zu erklären, warum sie meinen Wohnort in eine Stadt verlegt hat, in der weder sie noch ich je war. Nach dieser Eröffnung beginnt mein Besuch, indem ich mich an ihr Bett setze und ihr das mitgebrachte Obst anreiche – das Wort füttern wird, wie mich eine Pflegerin verwies, im Heim nicht gern gehört.

Aus dem Becher, den ich im Bahnhof bei Yorma's oder in unserem Dorf beim Combi gekauft habe, lege ich meiner Mutter mit einer Gabel Stück für Stück in den geöffneten Mund, wobei sie jeden Empfang akklamierend mit dem Namen des Obstes quittiert: Mmmh, Ananas. Mmmh, Erdbeere. Mmmh, Weintraube. Weintraube mag sie am liebsten.

Ich kann nur noch mümmeln.

Das macht nichts, Mama.

Wisch mir mal den Mund ab.

Ich nehme ein Kleenex und tupfe ihr die Lippen und das Kinn ab. Sie zeigt keine Regung des Dankes oder der Zufriedenheit.

Das werde ich meiner Mutter nie verzeihen.

Was denn?

Meinen Namen.

Ich dachte, du magst den.

Nein, ich habe ihn nie gemocht.

Wie hättest du denn gerne geheißen?

Irgendwas Normales, wie alle heißen.

Wie denn?

Ingrid oder Anita oder so. Wie meine Schulfreundinnen hießen.

Unser Zusammensein ist ein Wechsel von Bonsai-gesprächen und einem gepflegten Schweigen aus Grün und runden Steinen, das wir langsam durchschreiten. Ich versuche zu vermeiden, woran sie Anstoß nehmen könnte, was manchmal mißlingt. Meine wiederholten Vorschläge, ihr Gedichte oder Kirchenlieder aufzusagen, lehnt sie stets ab. Es gibt jedoch Ausnahmen. Rezitiere ich etwa die Zeile

Spannenlanger Hansel, nudeldicke Dirn, ergänzt sie freudig erregt nicht nur perfekt die erste Strophe, sondern schiebt auch eilfertig die Auslegung hervor, der lange Hansel sei ich und sie die dicke Dirn – es war immer der Literalsinn, an dem sie sich festhielt. Wenn ich sie danach frage, klaubt sie gerne rudimentäre Neuigkeiten aus dem Leben des Pflegepersonals zusammen; und in eine Art inneren, belebenden Schwung kommt sie, sobald ich, Neugier zeigend, Andeutungen mache, die es ihr erlauben, mir Episoden aus ihrer und meiner Kindheit zu erzählen. Meine Mutter weiß noch, daß der flüssige August am liebsten Laub harkte; sie erinnert sich genau an die Kosten für die verschiedenen Umbauten, die mein Vater vornahm (obwohl er Kaufmann und später Geschäftsführer war, saß sie zu Hause im finanziellen Regimente und führte alles wohl); sie kennt die Namen und die Herkunftsorte der beiden alten, stets geschminkten frommen Witwen mit violett glänzendem Weißhaar, die nach ihrer Vertreibung aus Neisse und Breslau im ersten Stock unseres Hauses einquartiert wurden – was oft zu aufflammenden, schnell beigelegten Grenzscharmützeln mit meiner Urgroßmutter führte, der alles Kirchliche verdächtig war und die als eingefleischte SPD-Wählerin nicht verstehen konnte, daß es sich nicht ausschließt, katholisch und liebenswert zu sein.

Wenn meine Mutter einschläft, versuche ich behutsam, ohne Rascheln, in der Zeitung zu lesen, die ich mir für die Gesprächspausen mitgebracht habe; und wenn sie aufwacht, starrt sie für eine Weile auf die großen Buchstaben der ersten Seite und entziffert den Namen.

Frankfurter Allgemeine.

Ja, Mama, und du hast jeden Morgen die *Hannoversche Allgemeine* gelesen. Im Bademantel.

Uroma auch.

Ich weiß, mit einer Lupe.

Sie hat gar nichts mehr verstanden.

Das macht nichts.

Ein Buch oder die Zeitung zu lesen ist meiner Mutter nicht mehr möglich. Ich bedauere das, denn spät im Alter, in der Zeit vor dem Sturz, hat sie Lust an Büchern entwickelt. Hatte sie im Fernsehen einen Autor entdeckt, der ihr sympathisch war (ihr wichtigster Maßstab für die Beurteilung von Menschen jedweder Profession) und zugleich intelligent erschien (ihr zweites hinreichendes Kriterium), bat sie mich, ihr ein Buch von dem zu besorgen, der in der Tagesschau erwähnt worden oder in einer Talkshow aufgetreten war, so daß ich ihr ab und an Titel von ihren Favoriten Ines Geipel, Bernhard Schlink, Herta Müller und anderen schickte, die sie las und beim nächsten Telefonat mit ein paar Sätzen rezensierte. Obwohl ich erwartete, sie würde *Niederungen* nach den ersten Seiten weglegen und sich über die drastischen Schilderungen entrüsten, las sie das ganze Buch und verblüffte mich mit dem Urteil, es habe ihr gefallen, weil es komisch sei. Bücher, die nicht dem Fernsehen entsprungen waren, ließen sie kalt – sie brauchte ein Bild vom Autor, um sich für ein literarisches Werk interessieren zu können. Mit ihrem expressiven Auftritt als junge Frau, ihrem Urteilsvermögen und der Weltneugier, die erst spät auf ihre Kosten kam, hätte sie, fliegt es mich manchmal an, unter anderen Bedingungen vielleicht etwas anderes werden können als Hausfrau und Mutter – in bestimmten

Augenblicken sind von der Aura der Frau, die keine Gestalt in ihrem Leben finden konnte, Spuren in ihren Blicken und Sätzen zu spüren. Zum Teil hat sie ihren Mangel an Förderung und Bildung durch Reisen ausgeglichen, die sie mit dem Deutschen Landfrauenverband machte, als alle aus dem Haus waren – immerhin bis nach Moskau, nach Israel, nach Italien. Wie intensiv Reiseerinnerungen heute noch verlockend durch ihr flackernd phantasierendes Bewußtsein geistern, sehe ich, an ihrem Bett von früher träumend, daran, daß sie, nach einer langen Phase des Schweigens, in die vom Brummen einer Fliege schwarzblau eingerahmte Stille hinein plötzlich rufen kann: Ich will nach Bergamo.

Wohin willst du?

Nach Bergamo.

Sicher, Mama, vielleicht klappt das noch mal.

Meinst du?

Ja, das könnte doch sein.

Du konntest noch nie gut lügen.

Na ja, kommt drauf an.

Wir geben uns wieder dem Grün des gemeinsamen Schweigens hin, der Stein ist klein gewesen und schnell vergessen. Sie schläft ein. Als sie aufwacht, hält sie die Augen weiterhin geschlossen. Manchmal blickt sie mich blinzelnd an, als wollte sie sich vergewissern, daß ich noch an ihrem Bett sitze.

Gib mir mal die Hand.

Das tue ich.

Was für ein Buch ist das?

Es ist von einer englischen Autorin, ich hatte dir was von ihr geschenkt. *Sprechen lernen*, es sind Kindheitsgeschichten.

Gefällt es dir?

Ja, sehr. Und ich denke, dir hätte die Frau gefallen, wenn sie im Fernsehen gekommen wäre.

Du hast früh sprechen gelernt.

Ja, ich weiß.

Du konntest sprechen, bevor du gehen konntest.

Ich weiß.

Später hast du angefangen zu stottern.

Ja, das kommt heute manchmal noch.

Du und deine Bücher.

Mama, ich lese einfach gern.

Ich weiß gar nicht, woher du das hast.

Ich auch nicht.

Wenn ich nicht wüßte, daß es Papa war, würde ich denken, du bist ein Kuckuckskind.

Die vier K führen sie an ihre phonetischen Grenzen, es klingt, als wenn ein Topfdeckel über blubbernd kochendem Wasser scheppert.

Ach, Mama.

Ich versuche, das Gespräch auf etwas anderes zu lenken. Ihre Zimmernachbarin, so erzählte mir eine Pflegerin, habe neulich nachts ihr Bettzeug und ihren Körper über und über mit Strichen von blauem Nagellack bemalt, und als ich die alte Dame später fragte, warum sie das getan habe, strahlte ihr Schlaganfallgesicht, während ihr verzogener Mund nusichelte: Weil das schön ist.

Ich zeige mit dem Kopf zum anderen Bett, das leer ist.

Wo ist denn deine Nachbarin?

Ausgewandert.

Mama, sie ist wahrscheinlich im Speisesaal.

Mag sein.

Hat sie wieder Nagellack bekommen?

Ja.

Woher?

Weiß nicht.

Das ist ja wie im Gefängnis bei euch.

Wie kommst du dadrauf?

Wie Drogen und Waffen, die reingeschmuggelt werden.

Wo hast du denn das her?

Das denke ich mir, ich habe so was gelesen.

Was du alles liest.

Mama, das wurde bestimmt auch im Fernsehen gezeigt.

So was gucke ich nicht.

Sie schließt die Augen und dreht ihren Kopf von mir weg. Ich lege das Buch auf den Rollstuhl, der neben ihrem Bett steht, und betrachte sie.

Kannst du dich erinnern, als du ganz klein warst und nicht nach Hause gekommen bist?

Sie blickt mich an.

Ja, das weiß ich, aber ich sage nichts. Als ich ein kleines Kind war, im Vorschul- und Grundschulalter, geschah es unzählige Male, daß meine Mutter mich, Tränen der Angst und Freude in den Augen, mit einer Mischung aus wütender Panik und maßloser Erleichterung in die Arme schloß, wenn ich nach stundenlangem selbstvergessenen Spiel in den Feldern und Wäldern endlich aus der Dunkelheit die Straße entlang auf unser Haus zutrottete, wo sie mich an der Einfahrt aufgelöst erwartete.

Woher kommst du denn? Wenn du wüßtest, was ich für Angst hatte, das machst du nicht wieder.

Nein, Mama.

Ich sage dir, wenn du das wieder machst, will ich dich nie wieder sehen. Dann kommst du in ein Heim. Da bringen sie dir bei, wo es langgeht.

Ja, Mama.

Mein Liebling, mein kleiner, müder Krieger.

Sie schloß mich, auf die Knie gesunken, in die Arme. Dann gab es Abendbrot.

Sie hat nicht aufgehört, mich anzuschauen, und in mein Schweigen eingestimmt. Ich blicke verstohlen auf den Wecker auf ihrem Nachtschrank. Die Minuten beginnen sich zu dehnen. Ich werde unruhig, weil ich hungrig und müde bin und mir wünsche, allein und in dem vertrauten Gasthof im Nachbardorf zu sein, in dem ich wohne, wenn ich meine Mutter besuche. Plötzlich stößt sie hervor: Moulin Rouge.

Was?

Moulin Rouge.

Weißt du überhaupt, was das ist?

Ja, das ist in Paris.

Bist du da mal mit den Landfrauen gewesen?

Ich mochte Rot immer so gern.

Mir fällt ein, daß sie oft erzählt hat, als junge Frau habe sie nicht aufgehört, ihren Vater mit der Bitte zu bedrängen, sich rote Pumps kaufen zu dürfen; er habe ihr das jedoch verboten, weil es, so sein Wort, »nuttig« aussehe.

Ihre Gesichtszüge sind faltig und grob geworden, ein Stück rissiger Acker. Die frühere Schönheit glimmt nur noch für den, der sie als junge Frau kannte.

Das wird das Paradies gewesen sein.

Was hast du gesagt?

Das wird das Paradies gewesen sein.

Was soll das?

Das hat mein Vater gesagt. Als ich klein war, wenn ich genörgelt habe.

Das hat er gesagt?

Ja.

Weil ich glaube ihr Repertoire solcher Sätze zu kennen und diesen noch nie von ihr gehört habe, bin ich mir nicht sicher, ob er aus ihrer Kindheit stammt oder ob sie ihn vom Pflegepersonal aufgeschnappt hat – wobei ich mich dabei ertappe, daß es mir schwerfällt, mir Raja oder Dumitra beim Verwenden der Zeitform vorzustellen.

Mein Vater konnte Fliegen aus der Luft mit der Hand fangen.

Ich weiß.

Du mußt mir eine Fliegenklatsche kaufen.

Mama, das habe ich bereits.

Mach die Fliege mal tot.

Habe ich dir schon erzählt, daß ich eine Freundin habe, die aus Korea kommt?

Davon weiß ich nichts.

Die hat mir erzählt, daß ihr Vater eine Fliege mit zwei Stäbchen aus der Luft fangen kann. Die hängt dann halb lebend zwischen den beiden Spitzen, und man kann schön das ganze zappelnde Körperchen betrachten, den Kopf mit den Augen und die Beinchen.

So was will ich nicht hören.

Ich atme auf, wenn sich endlich die letzte Tür laut klackend von selbst öffnet, nachdem ich den Taster gedrückt habe.

Im kleinen Hof, in den der Nebeneingang mündet, durch den ich gehe und komme, sitzen bei jedem Wetter dicht an der Wand, überdacht von den vorspringenden Balkonen, drei Rollstuhlfahrerinnen, deren betontes Schweigen in dem Rauch sichtbar zu werden scheint, der hier und da von einer Zigarette aufsteigt. Erleichtert sauge ich die frische Luft und das Arom des Tabaks ein. Obwohl ich während des Besuchs bei meiner Mutter glaube, den beißenden Geruch von Urin, Schweiß, anderen Körperausdünstungen und Putzmitteln erfolgreich vergessen zu können, der mich beim Betreten des Zimmers zurückschrecken und so schnell wie möglich die Tür zum Balkon öffnen läßt – sobald ich das Gebäude verlassen habe, wird mir bewußt, welche Last der Abwehr und Verdrängung von mir abfällt und wie inständig ich mich nach dem nie genug geschätzten Wohlgeruch der Alltagsluft gesehnt habe. Im Vorbeigehen rufe ich den Rollstuhlfrauen einen Abschiedsgruß zu, den sie mit einem wissenden Nicken erwidern. Es ist Teil des Glücksgefühls, das sich augenblicklich einstellt, wenn ich aus dem Pflegebereich komme, daß ich entlang der Wege von dichtem Gebüsch umgeben bin, Feldahorn, Holunder, Brombeer, und unter ausladenden, mehr als zwei Dutzend Metern hohen Eichen stehe. Wo sich heute das fabrikartige Gebäudekonglomerat des Pflegeheims erstreckt, stand früher ein Bauernhaus, das, wie in den Dörfern üblich, inmitten von Eichen errichtet worden war. Zu allen Seiten hin hat man etliche der aufgetürmten Riesen stehen lassen, so daß es aussieht, als zöge sich die ausgedehnte Anlage, welche eigens angestellte Gärtner und Handwerker mit Elektromobilen durchfahren, durch einen alten Eichenwald.

Die Pappeln, die an den Gräben wuchsen, mied ich, weil ihr beim ersten Lüftchen panisch einsetzendes, hohles Geklapper klang, als wollten sie abweisend unterstreichen, daß sie keinen Wuchs hatten, der Unterschlupf bieten konnte. Die Linde vor dem Gasthof hatte Blätter, die auch bei heftigem Wind auf einen Ton gestimmt blieben, der heller schien, als die Masse des Laubwerks vermuten ließ, flüssig, fast durchsichtig. Die vielen Kirschbäume im Garten meiner Großmutter plapperten raschelnd auf merkwürdige, mir seltsam peinliche Weise, wie die Tanten und Onkel, die aus der Stadt zu Besuch kamen, zugleich aufgereggt und belanglos, wenn der Wind in sie hineinfuhr. Die wild im Niemandsland wuchernden Birken, deren feines Laubgespinnst bewegt tönnte, als würden winzige Muschelsplitter in einem riesigen Rohr hin- und hergekippt, als würden aus Ritzen im Rauschen Bündel von Sonnenlicht fallen, hörte ich immer gern, aber ihre schwachen Arme, deren schwarzweiße Flecken an ein Fellmuster denken ließen, luden nicht zum Klettern ein. Der Feldahorn, der bei Wind einfallslos schabend loszurennen schien, war als Baum nicht ernst zu nehmen; immerhin lieferte er, wie der Holunder, lange, gerade gewachsene Äste, die wir zuspitzten, um sie als Speere oder Pfeile zu benutzen. Anders die Eichen. Sie waren die Bäume, die mich am stärksten anzogen. Sie wirkten groß und licht zugleich. Sie zeigten sich, wenn ich hinaufblickte, zusammengefügt zu aufstrebender Schwere, einer durchscheinenden Festigkeit, die den Sturm um eine Stille tosen ließ, die spürbar wurde, indem sie standhielt. Ihr Rauschen

empfand ich als einen Klang, der mich ansprach und begleiten wollte, der mich aufnahm und umfaßte; ihr Brausen stellte mich in einen Korridor, durch den machtvoll die Zeit selbst zog, um den inneren, noch kindlich eingerollten Menschen aufzuwecken und aufzuwühlen, indem sie Sehnsucht entfachte. Sehnsucht wonach? Als ich dessen eines Tages zum ersten Mal gewahr wurde, nahm ich es mit allen Poren auf: Ich spürte, daß das Rauschen mich über mich und meine Welt hinausziehen wollte.

Eichen standen überall, wohin mich mein Spielen trieb. Sie ragten zwischen den Scheunen, Ställen, Schuppen und Häusern der Bauernhöfe auf, die sich an der Hauptstraße entlangzogen. Sie säumten die Wege, die sich aus dem Dorf in die Felder und Äcker erstreckten und deren weitverzweigtes Netz man erkunden und kennen mußte, um nicht nach langem Strampeln, im Gegenwind, mit dem Fahrrad vor einem Gatter zu enden, das einen zur Umkehr zwang – nichts war unangenehmer, enttäuschender, als nicht weiterzukommen auf der Fahrt, die nur das Ziel hatte, neue Pfade zu finden, die noch weiter führten. Und mitten in der Feldmark stand hier und da, ohne daß es einen offensichtlichen Grund für ihre Platzwahl gab, eine Ansammlung von ein paar Eichen, deren ausladende Äste sich berührten und zwischen deren Stämmen nie gelichtetes Gebüsch zum Spielknäuel eines Riesen zusammengewachsen schien, das ungehemmt sein Wucherwerk vorantreiben konnte, solange er sich weit weg, in der flachen Landschaft nicht mehr zu sehen, an etwas anderem zu schaffen machte. Durch die große Ebene, in der unser Dorf lag, ging oft ein starker Wind, der von Westen, vom Meer her kam und

ein alle Blicke überwältigendes Wolkengeschlebe mit sich brachte. Manchmal geriet an einer Eiche, wie auch an anderen Bäumen, ein einzelnes Blatt oder eine Blätterpartie in Bewegung, um ein Rascheln von sich zu geben, das nichts Besonderes war – aber kein anderer Baum glich der Eiche, wenn heftiger Wind aufkam und sie als Ganzes, nur im oberen Geäst leicht schwankend, in Rauschen aufging, Brausen, einen an- und abschwellenden dunklen Choral, der mich stets an die Brandung der Nordsee denken ließ, woher die Luftmassen strömten und wohin ich als Kind geschickt wurde, damit das Hochseeklima von Borkum meine unterentwickelten Abwehrkräfte stärken möge.

Aus den Bäumen fielen im Herbst ihre Früchte. Die Eicheln waren länglich und zylindrisch geformt, oder sie sahen wie kleine Kugeln aus, die eine vernarbte Kappe trugen; das Stielende in der Mitte gab dem Ganzen das Aussehen eines Kopfes mit einer aufgerollten Pudelmütze. Als mir ein älterer Junge in dem unbenutzten kleinen Schweinestall neben der Waschküche meiner Großmutter seinen Penis zeigte und meinen sehen wollte, verständigten wir uns darüber, wie passend es sei, daß die Spitze Eichel genannt wird. So hart waren die Früchte, daß wir bei Windstößen, die sie zum Fallen brachten, von den Bäumen fortliefen, weil die aus großer Höhe herabprasselnden Eicheln einen am Kopf schmerzhaft treffen konnten. Als ich sehr klein war, noch vor der Schulzeit, sammelten wir sie, die die Erde unter den Bäumen gänzlich, als dicken Teppich aus rollenden Elementen, bedeckten, in Eimerchen und füllten sie in Kartoffelsäcke ab; wir bekamen ein paar Pfennige für einen Zentner der Früchte, die die Jäger und Förster im

Winter zusammen mit Kastanien und Bucheckern an das Wild und die Bauern an die Schweine verfütterten. Auch die Treibjagd im Herbst begann auf einem der Höfe unter Eichen. Dort kamen die Jäger und die Treiber zusammen, zu denen ein, zwei Mal auch wir Kinder gehörten, um Rebhühner und Fasane, Kaninchen und Hasen aus ihren Verstecken zu scheuchen und vor die Linie der Schützen zu jagen, bis es im nächsten Jahr unvermutet hieß, wir dürften nun nicht mehr teilnehmen, weil das zu gefährlich für uns sei.

Eichen waren die besten Kletterbäume. Hatte man es, mit Hilfe des Fahrradsattels oder eines Freundes, geschafft, sich an einem guten Baum auf den ersten Ast hinaufzuhangeln, so war man an einem vertrauten, sicheren Ort: Wenn die Äste, ab der erreichten Höhe, waagrecht und verlässlich stark im Gleichmaß um den Stamm herum wuchsen, konnte man, wie auf einer Leiter mit weiten Sprossen, tritt- und griffsicher viele Meter zu Sitzposten hinaufklettern, die zu erklimmen in anderen Bäumen wegen ihres unregelmäßigen Wuchses und ihrer brüchigen Äste unmöglich war. Einmal oben, war man unangreifbar. Keiner aus den feindlichen Gruppen, die sich unter den Kindern im Dorf ständig wechselnd bildeten oder die aus den Nachbardörfern herüberkamen, hatte genug Kraft, um einen Stein oder Speer so hoch zu werfen, daß er dem, der oben saß, gefährlich werden konnte; und jeden, der es wagte, selbst auf den Baum zu klettern, konnte man schon auf den unteren Ästen mit Tritten auf die Hände leicht abwehren. Da die unten mit ihren untauglichen Flitzebogen es vermeiden mußten, von oben mit abgerissenen Zweigen beworfen und mit Speichel,

lange im Mund gesammelt, bespritzt zu werden, brauchte es gar nicht viel Geduld, um einfach abzuwarten, bis die Feinde abzogen. Ihr Plan, sich zu verstecken und sich aus dem Gebüsch auf uns zu stürzen, wenn wir herunterkämen, ging nie auf, da die Eiche einen weiten Überblick bot und wir nicht vom Baum stiegen, bevor wir die anderen auf ihren Fahrrädern in ungefährlicher Entfernung sahen.

8

Ich fuhr mit meinem kleinen gelben Rad auf der Autostraße in das Nachbardorf mit der Barockkirche, um die Sandalen meiner Mutter zum Schuster zu bringen. Die braune Papiertüte hatte ich auf den Gepäckträger geklemmt. Ich hätte den kürzeren Weg durch das Wäldchen nehmen können, in dessen Mitte ein kleiner Teich lag, aber dort lief ich Gefahr, auf die Jungen aus dem Nachbardorf zu treffen, die mit uns in Feindschaft lebten und die mich angehalten, umringt und gezwungen hätten, mir selbst die Luft aus den Reifen zu lassen, um mit den Ventilen und der Luftpumpe davonzufahren, nachdem sie mich und mein Fahrrad in den Graben gestoßen hatten. Auf der Straße radelte ich im Schutz der gelegentlich vorbeifahrenden Autos, in denen im Fall eines Angriffs vielleicht ein Erwachsener säße, der mich kennen und helfend eingreifen würde – zudem konnte ich hier, wo ich einen weiten Blick hatte, versuchen, rechtzeitig das Tempo zu steigern und ins Schusterdorf zu entkommen, in der Hoffnung, daß ein paar Erwachsene klönend am Straßenrand standen. Der Asphalt war gewölbt. Ich

schwankte auf seiner Grenze entlang, möglichst knapp neben dem Brockengebrösel, mit dem die Straße in den erdigen Rand überging, auf dem alle paar Meter ein Apfelbaum, vom Westwind gebeugt, seine schräg gewachsene Krone über die neigte, die da fuhren oder gingen. Ich hatte mir angewöhnt, auf das Rauschen hinter mir zu hören, mit dem sich ein Auto ankündigte, und fuhr, je nachdem, wie schnell es lauter wurde, entweder auf dem Erdstreifen weiter, um in Sicherheit zu sein, oder stieg ab, wenn die Reifen in dem unebenen, tiefen Boden nicht griffen und ich zu fallen drohte. Weil ich diese Unterbrechungen der Fahrt haßte – es gehörte zum Glücksgefühl des Radelns, daß nicht andere bestimmten, ob und wo ich anhalten mußte –, hoffte ich, die Straße von Dorf zu Dorf, wie schon so oft, für mich allein zu haben. Ich war etwa in der Mitte des Weges, als ein Auto, aus meinem Heimatdorf kommend, so schnell herandröhnte, daß ich, plötzlich unsicher geworden, nicht wußte, ob es besser wäre, auf der Grenze meine Spur zu halten oder noch rasch auf den Randstreifen auszuweichen. Das schien mir gefährlicher, weil in der Eile das Vorder- rad schwieriger zu lenken sein würde. So blieb ich auf der Straße. Das Auto bremste auf meine Geschwindigkeit ab, sobald es mich erreicht hatte, und ich sah, im Radeln nach links blickend, durch die heruntergekurbelten Scheiben junge Männer und ältere Jungen, die dicht gedrängt auf Vorder- und Rücksitz saßen. Augenblicklich, weil in unzähligen ähnlichen Situationen eingeübt, stellte ich fest, daß ich keinen von ihnen kannte – sie mußten aus einem Dorf kommen, das nicht zur unmittelbaren Nachbarschaft von Brand gehörte. Feixend riefen sie mir Worte zu, die ich

nicht verstand. Dann gab der Wagen etwas Gas, schwenkte nach rechts und bremste plötzlich eine Armlänge vor mir ab. Ich trat mit aller Kraft in die rechte Pedale, bis das Hinterrad blockiert war. Ich hatte es geschafft, nicht umzufallen. Die Hände um die Griffe geklammert, schaute ich nach vorne. Durch die Heckscheibe riefen mir die drei auf der Rückbank grimassierend etwas zu. Der eine zeigte mir einen Vogel, als wäre ich schuld daran, daß das Auto vor mir bremsen mußte. Dann wendeten sie sich nach vorn, der Wagen fuhr mit quietschenden Reifen an und ebenso schnell, wie er gekommen war, in das Schusterdorf.

Ich wartete, bis das Auto hinter den Häusern die erste Abzweigung genommen hatte und nicht mehr zu sehen war. Erleichtert, daß meinem Fahrrad nichts passiert war, griff ich nach der Papiertüte – sie klemmte auf dem Gepäckträger. Dann stieg ich auf und trat in die Pedale, bis ich die Geschwindigkeit erreicht hatte, die ich Zuckeln nannte und die mich wieder die Sicherheit des Gewohnten spüren ließ. Das Auto war verschwunden, die anderen hatten ihr böses Vergnügen gehabt, und warum sollten sie zurückkehren? Mit dem Rhythmus des Radelns hatte sich mein Herzschlag bereits beruhigt, als auf der Straße, schon so nahe am Dorf, daß ich das Ortsschild lesen konnte, etwas silbrig, wie dicke Fische, blinkte. Als ich erkennen konnte, was vor mir über den Asphalt und die Randstreifen verstreut lag, stieg ich ab: Unmengen von Metallfiguren im Volumen einer Männerfaust, die auf drei Beinchen standen und eine scharfe Spitze nach oben reckten. Ich hatte so etwas noch nie gesehen und wußte doch, daß das, was bedrohlich vor meinen Füßen glänzte, Krähenfuß genannt wurde. Ich war beglückt,

betrachten zu können, wovon ich bisher nur den Namen kannte. Es war dieselbe beruhigende Genugtuung, die sich einstellte, wenn ich zum ersten Mal eine Tierart entdeckte, die ich bis dahin auf Abbildungen studiert hatte. Ich ließ meinen Blick über das Muster gleiten, das die Krähenfüße auf der Straße bildeten, bis ich im dichten Feld der spitzen Dinger genügend Zwischenräume entdeckt hatte. Dann stieg ich wieder auf und begann, langsam und vorsichtig das kurvige Geflecht von Wegen entlangzufahren, die ich zwischen den Metallposten in dem feindlichen Gelände ausgemacht und mir eingeprägt hatte. Es waren noch ein paar Meter zum Eingang des Dorfes, dessen Straße leer vor mir lag.

Wenn ich die Milch holen sollte, mußte ich die leere Kanne zum Hof des Milchbauern bringen, wo ich eine volle mitnahm und nach Hause trug. Die Kannen waren aus Kunststoff, hatten die Farbe des Elfenbeinarmreifs meiner Mutter und einen blauen Tragebügel. Weil meine Mutter auch hier das Neue begrüßte, das als bequemes Leichtersein daherkam, ersetzten die Plastikkannen die alten aus Metall, die, nutzlos geworden, in der Waschküche darauf warteten, weggeworfen zu werden oder als Vase oder Schirmständer zu traurig bizarrer Bestimmung zu erwachen. Auf dem Hinweg ließ ich die Kanne im Gehen abwechselnd von den Knien abprallen – das Plastik war so dehnbar, daß sich mit einem klopfenden Geräusch kleine Einbeulungen bildeten, die sogleich in ihre Form zurücksprangen – und blieb oft stehen, um den Deckel abzuziehen und den süßsauerlichen Geruch einzuatmen, der auch nach dem gründlichsten,

mehrfachen Ausspülen mit heißem Wasser unverwüstlich aus dem Behältnis aufstieg. Mit der vollen Kanne mußte ich sehr vorsichtig gehen, damit nicht Milch nach oben schwappte und durch den geschlossenen Deckel drang, und öfter eine Pause machen, um den Arm zu wechseln, an dem ich, stark gebeugt, die zu schwere Fracht so trug, daß sie bei jedem Schritt senkrecht auf derselben Höhe hing. Weil ich morgens in der Schule war, mußte ich die Milch holen, nachdem die Kühe das zweite Mal gemolken worden waren. Je nach Jahreszeit war es dann schon dunkel.

Der Hof des Bauern lag, wenn man auf der Hauptstraße Richtung Kirche ging, nach ein paar Häusern auf der rechten Straßenseite. Stand man vor dem für die Verhältnisse unseres Dorfes imposanten, aus den üblichen Backsteinen erbauten Haus, gelangte man über einen Weg aus roten Kopfsteinen zum Hauseingang, vor dem eine Veranda lag, in der unteren Hälfte ummauert, in der oberen, unterhalb des Daches, rundum offen. Dort, auf einer Holzbank schräg vor der Haustür, standen die Milchkannen. Wenn ich zum Milchholen kam, trat ich von der Straße durch das Tor, das in die rote, mich an Höhe überragende Mauerumgrenzung eingelassen war, und stieg drei, vier Stufen hinunter in den kleinen Vorgarten. Die düstere Selbstbezogenheit, die Atmosphäre des Abgesonderten wurde dadurch verstärkt, daß der gänzlich verwilderte Garten aus Buschwerk und ineinandergewachsenen Bäumen ast- und blattreich sich von links bis auf den schmalen Weg vorschob. Wenn es dunkel war, lag alles in Finsternis, dürftig von einer Straßenlaterne, deren Gefunzel mühsam durch das dichte, schattenwerfende

Astwerk drang, und einer Lampe erhellt, die halbherzig in der Deckenmitte der Veranda brannte.

Eines Abends, als ich, das zugefallene Tor im Rücken, auf halbem Weg zum Hauseingang war, wo die Kannen verwischt in der Dunkelheit schimmerten, sprang ein paar Schritte vor mir eine Gestalt über den Weg. Ohne daß ich gesehen hätte, woher sie gekommen sein könnte, und ohne einen Absprung wahrgenommen zu haben, huschte sie plötzlich aus der Richtung, in welcher der verwucherte Garten lag, durch die Luft, in der sie für einen Augenblick zu hängen schien. Ihr Sprung war der eines erwachsenen Menschen, länger und ausführlicher als das Hüpfen eines Kindes, und sie hielt auf die rechte Seite zu, wo eine fensterlose Scheunenwand den Garten begrenzte, und verschwand. Nichts an ihrer Bewegung war unsicher oder verwackelt oder schwankend, sondern es wirkte, als würde sie auf einer unsichtbaren Schiene über den Weg gerissen, auf dem ich stand – geschwind, mußte ich mit einem Wort denken, das ich von meiner Urgroßmutter kannte. Es sah aus wie ein kurzer Flug oder wie der perfekte Sprung eines Tanzes – eines Tanzes, der ganz anders war als die ruckenden und walzenden Tänze der Erwachsenen, die ich von den Feiern im Gasthof kannte. Überraschender noch als das Auftauchen aus dem Gestrüpp war das Verschwinden vor der Scheunenwand. Dort standen ein paar Büsche, und ich konnte mich leicht vergewissern, daß die Gestalt nicht hinter dem Buschwerk kauerte, das viel zu niedrig und offen war, um sie zu verbergen. Ich war erschrocken, hatte aber keine Angst. Das Erschrecken galt der Erscheinung, nicht der Gestalt. Ich fuhr zusammen,

weil das geschah – und nicht vor dem, was ich sah. Das hatte die Figur eines Menschen, etwa so groß wie ein kleiner Erwachsener. Sie war in einen braunen, schlabbrigen Mantel mit einer Kapuze gehüllt, die ihren Kopf oder das, was nach oben ragte, so weit bedeckte, daß das Gesicht, wenn sie denn eines hatte, völlig im Dunkeln lag. Ihr Gewand warf, im Luftzug der Bewegung, nach links leichte, feine Falten, wie die Seide es tat, wenn meine Großmutter, die Schneidermeisterin war, den heikel gleitenden Stoff in die Maschine einzulegen versuchte. Aus dem Mantel ragte als helle Flecken etwas heraus, was ich für Hände und Füße hielt.

Nachdem die Erscheinung verschwunden war, beschäftigte mich nicht ihre merkwürdige Verhüllung, ihre fließende Kleidung und der schön wirkende Sprung – das und anderes wurde erst später, in der Erinnerung wichtig –, sondern die Frage, woher sie gekommen sein konnte und wohin sie wieder abgetaucht war. War das Dunkel des Gartens der Aufenthaltsort der Gestalt, wohnte sie dort? Und warum sprang sie hinüber an die Scheunenwand? Hatte ich sie aufgescheucht, ertappt bei einer Tätigkeit, die sie längst hätte beendet haben wollen, um schon wieder woanders zu sein? War die Finsternis, in der sie lebte, dieselbe wie die, die mich umgab, wenn ich abends unbeleuchtete Wege ging? Gab es ein einziges Dunkel, oder gab es verschiedene Dunkel, die auf unbekannte Weise zusammenhingen? Hieß das, ich hätte sie am hellichten Tag nicht gesehen? Oder wäre sie auch dann da gewesen und hätte ihren Sprung vollführt, jedoch ohne im Sonnenlicht für mich sichtbar zu werden? Wurde in der Dunkelheit etwas wahrnehmbar,

was mich stets umgab? Brauchte das einen besonderen Ort wie diesen verdüsterten Garten, um sich zeigen zu können, im Schutz von Buschwerk, Enge und Wand? Hatte die Gestalt Angst vor mir, vor den anderen im Dorf, vor unserem Tun und Urteilen, und war deswegen nur so kurz durch meinen Blick gesprungen? War ihr ein Versehen unterlaufen, als sie sich im Tanzsprung zeigte, hatte sie etwas Verbotenes getan? Gab es in unserem Dorf, in einer Dunkelheit, in die wir nicht sehen konnten, ein anderes Dorf, in dem Figuren lebten wie diese, merkwürdig angezogen wie aus alten Zeiten oder sogar gekleidet wie wir? Oder wohnte in Brand, vielleicht auf dem Gutshof, in der Nähe von August, jemand, den ich nicht kannte, und hatte dieser Jemand mir verkleidet einen Schrecken einjagen wollen, wie wir Kinder es dauernd miteinander taten? Aber wie hätte die Gestalt dann so rasend verschwinden können, vor der Mauer, ins Nichts? Hätte ich ihr Verschwinden nicht auch sehen müssen? Warum war die Erscheinung nicht stehen geblieben, um mir etwas zu sagen, hatte sich so gezeigt, daß ich ihr Gesicht erkennen konnte? Hatte sie ein Gesicht wie wir? Hatte sie mich auch wahrgenommen? Und wenn, war ich dann ein Mensch für sie gewesen, weil sie wußte, was Menschen sind? War ich für sie etwas von anderer Art, wie es Zwerge, Hexen und Riesen für mich waren, oder einfach ein Ding im Garten wie ein kleiner, dürtiger Busch, der aus dem Weg gewachsen war? Und war sie jetzt beschäftigt mit mir, wie ich mich, in Fragen über Fragen gestürzt, mit ihr beschäftigte?

Dieses und anderes schoß mir vage und ungeordnet durch den Kopf, während ich eine Weile auf dem Weg

stand, erstarrt in der Bewegung, in der mich der Sprung gestoppt hatte, und überwach umherschauend. Dann umfaßte ich fest den geriffelten Griff, bis meine Hand weh tat, ging die letzten paar Schritte zum Hauseingang, stellte die leere Kanne auf die Bank und nahm eine volle. Langsam wie immer machte ich mich auf den Rückweg und hatte, weil mein Herz den ganzen kleinen Körper durchpochte, mehr Mühe als sonst, die Kanne gerade zu halten, während ich vorsichtig die paar Stufen hinauf zur Pforte navigierte, um zurück auf die vertraute Straße zu treten. Fraglos stellte sich auf dem Heimweg die Entscheidung ein, niemandem von der Gestalt zu erzählen. Meine Mutter hätte mir nicht geglaubt und im schlimmsten Fall angenommen, daß ich die Geschichte erfunden hätte, um nicht mehr Milch holen gehen zu müssen. Meine Urgroßmutter, diejenige in der Familie, die am stärksten auf den Gebrauch der Vernunft pochte, hätte sich mit wenigen Worten über mich und mein Erlebnis lustig gemacht, um ihre Belehrung mit der knappen Bemerkung zu beenden, daß sie nicht an Spökenkikerei glaube und ich das auch nicht tun solle. Meine Großmutter, spürte ich, hätte mein Erlebnis vielleicht nicht verstanden, sie hätte es mir aber auch nicht ausreden wollen. Sie wollte ich jedoch mit einer Erzählung nicht belasten, weil sie einen empfindlichen Magen hatte und in allem, was sie empfand und tat, auf eine so eindrückliche Weise leidend und verletzlich wirkte, daß ich als Kind immer wieder zurückschreckte.

Weil ich mit niemandem darüber sprach, konnte sich beides ungehindert in mir auswachsen, die Begegnung mit dem springenden Ding ebenso wie der Wust von Fragen,

der die Situation überfüllte und in dem ich mich um so mehr verlief, je intensiver ich über die Gestalt nachdachte. Obwohl ich das gelegentlich versuchte, weil ich annahm, das sei die angemessen alltagspraktische Art und Weise, in der die anderen in meiner Umgebung damit umgegangen wären, war es mir unmöglich, den kurzen Tanzschritt, den ich gesehen hatte, aus meinem Leben zu streichen. Ein Gefühl – um eine Wendung meiner Mutter aufzugreifen – sagte mir, daß ich mit dem gewollten Vergessen oder gewaltsamen Leugnen dessen, was ich ohne Angst, aber mit Erschrecken und Interesse wahrgenommen hatte, auch etwas von mir selbst verstümmeln würde. Später, als Jugendlicher, fand ich Spuren jener Episode in Lektüren der Goethezeit wieder, etwa in Höltys *Hexenlied*, das mich besonders in der Vertonung von Mendelssohn-Bartholdy an mein frühes Erlebnis erinnerte, und verstand, als ich auf dem Gymnasium mit der verführerisch klaren Prosa der Aufklärung in Berührung kam, daß ich Superstition nennen könnte, was mir im dunklen Garten fragwürdig widerfahren war.

9

Mein Vater war stolz, ein Kaufmann zu sein. Obwohl handwerklich geschickt wie kein zweiter in Brand, ließ er sich nach der Hauptschule nicht zum Tischler oder Maurer, sondern zum Einzelhandelskaufmann ausbilden. Wenn er mit dem Werkzeug hantierte, war ihm nicht anzumerken, daß es etwas gab, das er noch lieber mochte als das Arbeiten

mit Hammer und Säge, Fäustel und Wasserwaage, Kelle und Glättmesser. Nur wenn er mit Befriedigung erzählte, wieviel Freude es ihm während der Lehre im Tante-Emma-Laden bereitet hatte, die gewünschten Mengen von Mehl und Zucker abzuwiegen, um sie eingetütet über die Theke des Ladens zu reichen, spürte man, was ihm der Beruf des Kaufmanns bedeutete. Schickte mich meine Mutter in das kleine Geschäft, in dem es alles zu kaufen gab, was wir für den täglichen Bedarf benötigten, gelang es mir jedoch nicht, mir meinen Vater auf der anderen Seite der Theke vorzustellen; wenn ich den Zettel, auf dem stand, was ich »holen« sollte, wie meine Mutter das Einkaufen nannte, hinauf zur Inhaberin streckte, kam es mir widersinnig vor, daß mein Vater sein Berufsleben gern in der Enge eines solchen Geschäfts begonnen hatte, hinter sich Regale mit Dosen, Gläsern und Würsten, die an überlangen Fleischerhaken hingen, vor sich die mit Käse und Brot gefüllte Theke, auf der Glaskugeln mit Bonbons standen.

Er muß früh gesehen haben, daß die Zeit in der Enge ihn in eine Welt führen könnte, an der er um jeden Preis teilhaben wollte. Weil bald jemand auf ihn aufmerksam wurde, nachdem er seine erste Stelle in der Stadt angetreten hatte, bekam er bereits in jungen Jahren die Möglichkeit, einen »Großhandel in Wälzlagern« zu leiten, so stets seine Worte – erst als ich Jahre später den Handelsregistereintrag der Firma las, verstand ich, warum er diese Präposition gebrauchte. So kam er weit herum, traf Lieferanten, Kunden und Geschäftspartner, reiste zu Konzernen und Filialen in Schweinfurt, Kaiserslautern, Augsburg und Brüssel. Der Höhepunkt seines Arbeitsjahres war die Industriemesse,

auf die er sich Wochen vor ihrem Beginn freute; er buchte zwar jedesmal ein Hotel in der Stadt, um ununterbrochen Zeit für seine Geschäfte zu haben, kam jedoch, wie meine Mutter erzählte, jede Nacht mit dem Taxi nach Hause. Nach der Messewoche stand er beglückt von den vielen Verhandlungen und Abschlüssen stolz lächelnd in der Küche und war froh, den Schwung ohne Verzug, so eines seiner Lieblingsworte, mit in seine Arbeiten am Haus nehmen zu können. Es war ein Leben, das er genoß, weil er dazugehörte. Als Flüchtling aus Ostpreußen ein Habenicht und von der Familie meiner Mutter anfänglich mißtrauisch beäugt, bot der Handel ihm die Möglichkeit zu einem Beruf, der ihm Respekt und Neid einbrachte. Von dem Wunsch getrieben, Teil der Dorfgemeinschaft zu werden und bei den Einheimischen Anerkennung zu finden, sammelte er bei Feuerwehr, Schützenverein, Sportverein, Partei, Ortsrat, Kirchengemeinde und sporadischen gemeinschaftlichen Herausforderungen, wie etwa die Abfuhr von Bauschutt oder das Fällen eines Baumes es waren, mit stupender, unerschöpflicher Tatkraft Ehrenämter und Aufgaben, die mit der Arbeit am Haus dafür sorgten, daß er pausenlos beschäftigt war. Weil er alle Gewerke – bis auf Elektroinstallation und das Verlegen von Fliesen im Sanitärbereich (die Terrasse zu fliesen war kein Problem) – selbst ausüben konnte, war er allein oder mit Bekannten und Nachbarn ständig damit beschäftigt, etwas zu reparieren, an- oder umzubauen oder zu verbessern – er war selig, als er die separaten Warm- und Kaltwasserhähne durch Mischbatterien ersetzen konnte. Zur Manie wurde diese Arbeit, nachdem er sich entschlossen hatte, das alte Haus, das um die Jahr-

hundertwende von meinem Urgroßvater erbaut worden war, zu einer Dauerbaustelle zu machen, um es zu modernisieren – das Zauberwort, mit dem alles Neue begrüßt, gerechtfertigt und ausgeführt wurde. Samstags fuhr er in aller Frühe, vor den Handwerksarbeiten mit seinen Freunden, in die Firma, um die Aufgaben für die kommende Woche zu sichten, und am Sonntagnachmittag legte er die Werkzeuge aus der Hand und faltete seine Hemden zusammen, um noch am Abend zu einer Dienstreise aufzubrechen, die ihn am Montagmorgen zu einem Termin führen würde.

Unter den Frauen im Haus stand er abseits, wie ein Zuschauer. Während für meine Mutter der Alltag ein Strom von Gelegenheiten war, auf der Straße, beim Einkaufen, in der Kirche oder bei Besuchen andere zu treffen, um sich etwas zu erzählen, und ihre muntere Aufmerksamkeit sich bei den kleinsten Anlässen in ein sprudelndes Sprachereignis verwandeln konnte, fand mein Vater selten Worte. Wollte er sich nach der Arbeit am Abend etwas von dem Schinkenrest abschneiden und verwies ihn meine Mutter mit dem Hinweis, den habe sie für einen der Jungen aufgehoben, klagte er, daß er der letzte im Haushalt sei, dem etwas gegönnt würde – das sollte ironisch klingen, war jedoch von Bitterkeit erfüllt. Nörgelte ich auf einer Autofahrt, zwischen den Vordersitzen stehend, daß ich Hunger hätte, konnte er jähzornig werden und mich anherrschen, ich solle ruhig sein, weil ich überhaupt nicht wüßte, was Hunger sei. Wenn in Brand das Feuer in einem Stall zu löschen war, brach es aus ihm heraus, daß das gar nicht schlimm sei, wir hätten sehen sollen, wie die russischen Tiefflieger brennenden Phosphor auf die Flüchtlingstrecken

abwarfen. Freute ich mich, weil es geschneit hatte und ich am kahlen Berg, wie der niedrige Abhang im nahen Wald genannt wurde, rodeln gehen konnte, kommentierte er das mit der Bemerkung, die Winter in Ostpreußen seien viel kälter, schneereicher und schöner gewesen. Einmal, nachdem er lange am Fenster gestanden und in den Garten geblickt hatte, drehte er sich um und sagte unvermittelt, er habe Zungen gesehen, die die Russen an Scheunentore genagelt hätten. Ein anderes Mal erzählte er, daß er sich die Zeit auf der Flucht damit vertrieben habe, sich auf der Mundharmonika das Lied *Sah ein Knab' ein Röslein stehen* beizubringen; das habe er endlos gespielt. Die einzige Geschichte, die er wiederholt erzählte, drehte sich um einen russischen Offizier, dem seine Mutter, mit ihren beiden Söhnen auf der Flucht, begegnet war. Er hatte an dem Jungen, der mein Vater war, einen solchen Narren gefressen, daß er ihn in seine Heimat mitnehmen wollte; meiner Großmutter, die trotz ihrer Panik ganz ruhig geblieben sei, gelang es jedoch – mein Vater wußte nicht, wie –, den Mann umzustimmen. Die Episode erfüllte ihn weniger mit Schrecken und Dankbarkeit als vielmehr mit Genugtuung, die in ein selbstgefälliges Behagen übergehen konnte, ein Gefühl, das den anderen in der Familie fremd und meiner Urgroßmutter geradezu verpönt zu sein schien. Die typische Haltung meines Vaters war ein schweigsamer, lächelnder Stolz: auf sein weltläufiges Leben als Kaufmann, auf seine schöne, viel umworbene Frau und ihr großes Haus, auf jährlich zweistellige Wachstumsraten und seinen BMW. So stand er Anfeindungen, Zurückweisungen und Kränkungen durch, die ihm als Flüchtling entgegenschlugen.

Aber keine spöttische Bemerkung darüber, daß er nur ein Hergelaufener sei, traf ihn so wie der blitzartige Ausschluß aus dem Kreis biertrinkender Männer, wenn unvermutet einer von den falschen Freunden herablassende Gönnerhaftigkeit zeigte.

Der Lieblingsplatz meines Vaters war der Schuppen neben der Garage. In dem niedrigen, fensterlosen Raum – in den hellen Jahreszeiten durch die geöffnete Tür erhellt, in den dunklen durch zahlreiche Gitterlampen an den Wänden, die er Schildkröten nannte – lagerte er sein Werkzeug. Dafür hatte er mit Freunden tischhohe Schränke gezimmert, deren obere Abdeckung ihm als Werkbank diente. Die Schränke liefen an den Wänden der linken Hälfte des Schuppens entlang; genau mittig war an der Schmalseite der u-förmigen Arbeitsplatte eine stahlblaue Schraubzwinde befestigt. Rechts von der Tür, unter dem schrägen, sich bis zum Boden senkenden Dach, erstreckte sich leerer, ungenutzter Raum, den er sein Kabäuschen nannte. Dort standen vorne ein dreibeiniger Hocker und eine Kiste Herrenhäuser, und nach hinten verlief der Raum unter der Dachschräge in einer uneinsehbaren Dunkelheit, die mir Furcht einflößte, weil mein Vater einmal gesagt hatte, dort versteckten sich räuberische Tiere. Seitdem stellte ich mir vor, daß in der Ecke Ratten und Marder hausten, die gleich aus der Finsternis hervorschießen würden, um mich ins Bein zu beißen. Die Schränke hatten unten Schiebetüren, darüber waren die Schubladen. Aber die Türen waren so schwergängig, auf der Schiene stockend, die Schubladen, gefüllt bis zum Rand, von so großem Gewicht, daß ich die

Schränke nicht öffnen konnte. Und an die Kästchen, die dicht an dicht in den Wandregalen standen und, durch eine Öffnung an der Vorderseite, die Schrauben und Nägel, die Muttern und Kabel, die Dübel und Haken sehen ließen, die in ihnen in verschiedenen Größen im Überfluß aufbewahrt wurden, als würde Gefahr bestehen, der Vorrat könnte nicht reichen – an diese Kästchen wagte ich mich nicht heran. Ich hätte dafür auf die Arbeitsplatte steigen müssen, auf der mein Vater Zollstöcke, Bohrfutterschlüssel und Lineale sowie die Lappen, Öle, Fette, Bürsten, die er zum Reinigen seiner Werkzeuge benötigte, in einer eigenwilligen, peniblen Ordnung plazierte hatte, die ich durch mein Herumklettern zu zerstören fürchtete. Zusammen mit dem sauberen Betonboden, dem Hocker und der Bierkiste wirkte der Raum, als hätte mein Vater ihn mit Absicht so eingerichtet, daß er nur für ihn zugänglich und nutzbar war. Zog es mich in den Schuppen, blieb ich oft auf der Schwelle stehen und betrachtete das Brett, das gegenüber vom Eingang an der Wand hing: An den großen, auf das Holz geschraubten Haken hingen aufgerollte Verlängerungskabel, Teppichklopper aus Rohr und aufgewickelte Drähte, deren Muster sich überlagerten und mich in eine träumerische Betrachtung zogen, die mich vergessen ließ, warum ich hierhergekommen war. Die Werkstatt war das Refugium meines Vaters, dorthin verschwand er, wenn meine Mutter wieder einem Streit auswich oder sich bei einer Finanzfrage kühl durchsetzte. Vor der Schuppentür traf er sich mit Freunden und Nachbarn, wenn es Pläne zu schmieden oder den Abschluß eines Bauabschnitts zu feiern galt, dort hielt er sich auf, wenn es am Haus oder auf dem Hof für eine Weile nichts

zu tun gab. Dann sortierte er die Werkzeuge in den Schubladen neu oder schüttete den Inhalt aller Kästchen aus, um zu prüfen, ob sich mit der Zeit Schrauben, Dübel oder Nägel untergemischt hatten, die nicht der vorgesehenen Größe entsprachen. Bei seinen vielen Arbeiten schaute ich ihm mit Staunen und Bewunderung zu; es hob mich aus der Menge der Kinder heraus, einen Vater zu haben, der mal Maurer- und Zimmerhände hatte, mal die Hände eines Fliesenlegers oder Installateurs oder Malers. Obwohl er keines der vielen Gewerke förmlich gelernt, sondern sich buchstäblich jeden Handgriff selbst beigebracht oder von anderen abgeschaut hatte, mußte alles, was er anfaßte, perfekt werden. Er haßte nichts mehr als Mittelmaß oder Pfusch. Ihm mache keiner ein X für ein U vor – das war eines seiner Lieblingsworte, und mit dieser Haltung beobachtete und prüfte er die Arbeiten der anderen. Das größte Vergnügen bereitete es ihm, beim Zimmern oder Montieren auf ein Problem zu stoßen, das man nicht durch Routine lösen konnte, sondern für das es Erfindungsgeist brauchte. Daran, meinte er, erkenne man einen guten Handwerker.

In dem Haus, das dem unseren gegenüber auf der anderen Straßenseite stand, war eine Schmiede. Im hinteren Teil des Gebäudes wohnten der Schmied und seine Frau, und die vorgebaute Werkstatt, die durch eine gemauerte Treppe ohne Geländer mit der Küche verbunden war, hatte zum Hof hin ein großes Tor. Im Sommer oder wenn es nötig war, wurde es beiseite geschoben. So konnte der Schmied zwischen seinem Arbeitsraum und den Pferden hin- und hergehen, die ihm die Bauern aus Brand und den angrenzenden Dörfern brachten, um die Hufeisen ausbessern oder die

Hufe neu beschlagen zu lassen. Während der Bauer das große Tier hielt, nahm der Schmied das Bein, bog es im rechten Winkel ab und schlug mit starken, weit ausholenden Hammerschlägen treffsicher die Nägel in das Horn. Wie die Eltern meines Vaters kam er aus Ostpreußen; und mit seinen weißen Haaren und dem eckigen, milden Gesicht sah er aus, wie ich mir meinen toten Urgroßvater vorstellte. Wenn ich auf der Straße spielte, konnte er mir ein »Na, Jungchen« oder »Na, Butscher« zurufen; er sprach kaum mit mir, duldete aber meine Nähe, wenn ich zum Zuschauen auf seinen Hof oder in seine Werkstatt kam. Anders als der Schuppen meines Vaters war die Schmiede unaufgeräumt, ein unübersichtliches Durcheinander von Werkzeugteilen aus Metall für Spaten, Schaufeln und Forken, von Hammerköpfen verschiedener Form und Größe, von zerrissenen Schachteln mit Nägeln und Schrauben, die der Schmied stückweise verkaufte. Seine Werkstatt war düster, fast finster, aber auch bei verschlossenem Tor hell genug, um in dem Schwarz von Boden, Wänden und Werkzeug ein Hufeisen zu finden oder einen unbrauchbaren Hammerkopf an den richtigen Platz zu werfen. Denn unter der Decke lief rundum, in Steingittern, eine Reihe von kleinen Fenstern, durch die das Licht Streifen von Grau in den Raum legte; wo das schmutzige Glas zerbrochen war, schlossen Spinnweben, schwer von fettigem Dreck, die Lücken. Wenn ich Glück hatte, holte mich die Frau des Schmiedes in die Küche, wo sie mir einen Kakao kochte, die Tischdecke aus Kunststoff war zerrissen und beschmiert, und die Fensterscheiben hingen lose in den Metallrahmen, weil der Kitt längst zerbröckelte. Auf dem Tisch standen ein Glas mit sauren Gurken,

eine Dose mit Knappwurst und eine mit Ölsardinen, alle geöffnet, so daß der Schmied, wenn er für eine Pause in die Küche kam, sich gleich mit Gabel und Fingern bedienen konnte. Manchmal kam die Frau zu meiner Urgroßmutter zum Klönen. Sie brachte ihre Handtasche mit, die sie auf ihren Schoß stellte, zwischen Bauch und Tischkante gepreßt; die beiden Henkel zeigten steif in die Luft, während die alten Frauen Muckefuck tranken und schwiegen oder von früher sprachen. Wie ihr Mann war die Schmiedin groß und stattlich, von breitem Körperbau; um den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen, aus dem in Strähnen die langen, fettigen Haare heraushingen, die sie nie zu einem festen Dutt bändigen konnte. Sie lachte gern mit ihrem tiefen Baß, und auch ihre Hände, die ich verstohlen betrachtete, sahen aus wie die eines Mannes: groß und kräftig, mit schwarzen Nägeln und in den Falten und Rillen der Haut von Dreckspuren durchzogen. Den Schmied nannte sie Schatz, und wenn sie an dem schwarzen Kamin vorüberging, über dem die vielen Zangen hingen, konnte es vorkommen, daß sie stehenblieb, um zuzuschauen, wie die Flammen, vom Balg angefacht, aufbrausten und um ihren Mann loderten. Wenn er dann den Hammer schwang und auf das heiße Eisen schlug, klang es wie die Totenglocke der Kirche. Wenn die um elf Uhr läutete, war jemand gestorben, und meine Mutter kannte meistens schon den Namen des Toten und die Ursache seines Todes. Einmal sagte sie: Brands Frieda ist gestorben. Denn die Tote stammte aus einer Familie, die einen im Dorf häufig vorkommenden Nachnamen hatte, und meine Mutter setzte, wie alle anderen auch, den Geburtsnamen Brand der Frau vor ihren Vor-

namen, um sie unverwechselbar zu benennen. Die Gleichheit von Orts- und Familiennamen gefiel mir und ließ mich an meine Klötze denken, die verschiedene Größen hatten, so daß ich sie ineinanderstecken konnte: Brands Frieda, die in Brand gelebt hatte.

Obwohl mein Vater mit dem Schmied und seiner Frau die Herkunft teilte, verband sie nicht mehr als der Gruß über die Straße. Ich habe nie gesehen, daß mein Vater mit den beiden gesprochen oder sie gar in der Schmiede oder der Küche besucht hätte. Nicht daß mir gesagt worden wäre, mein Aufenthalt in der Werkstatt sei zu gefährlich oder die Küche nicht hygienisch genug, aber weil die Schmiede eines Tages verschwand, als hätte es sie nie gegeben, trennten sich meine Wege und die des alten Ehepaares mit einer einschneidenden Deutlichkeit, von der ich wußte, daß meine Eltern sie sich schon lange gewünscht hatten.

10

Schade, daß du kein Mädchen bist.

Meine Mutter hatte sich von der Spüle, wo sie abwusch, zu mir umgedreht. Ich saß am Küchentisch und machte die Hausaufgaben. Sobald der Tisch abgeräumt und das Plastiktuch nach dem feuchten Abwischen wieder getrocknet war, holte ich meine Bücher und Hefte aus dem Ranzen und erledigte so schnell wie möglich, was die Lehrerin aufgegeben hatte. Danach konnte ich, falls meine Mutter mir nicht einen Auftrag gab, tun, was ich wollte, und mich ins Freie stürzen.

Die eine Hand in die Hüfte gestemmt, mit der anderen den nassen Lappen wiegend, sah sie mich an, als wollte sie etwas prüfen.

Schade, daß du kein Mädchen bist.

Ich folgte weiter den Bögen der Buchstaben, die ich in Schreibschrift zwischen die Zeilen malte, und schwieg.

Dann hätte ich jemanden gehabt, der sich im Alter um mich kümmert. Töchter sind anders, die kümmern sich um ihre Mütter, wenn sie alt werden.

Ich wußte, wie es weitergehen würde.

Dann würdest du Christine heißen.

Jetzt blickte ich von meinem Heft auf, in Erwartung der Schwierigkeit mit den vielen i. Ich sah meiner Mutter gerne zu, wenn sie an diesen Punkt gekommen war.

Das wären zwar sehr viele i in deinem Vor- und deinem Nachnamen, hör mal, wie das klingt.

Überbetont, die Pausen dazwischen mit kleinen Grimassen dehnend, sprach sie die Silben aus.

Aber du könntest ja den Namen deines Mannes annehmen. Ich finde unseren sowieso nicht schön. Als wenn wir Polen wären, oder Russen. Papa sieht ja schon aus wie ein Russe.

Ich wußte nicht, wie Russen aussahen, aber stellte sie mir vor wie meinen Vater: klein, gedrungen, sehr käftig.

Ich hätte meinen Mädchennamen gerne behalten.

Das wußte ich. Meine Mutter gab, wenn wir in der Stadt zum Einkaufen waren, bei Bestellungen ihren Mädchennamen an, um mir, nachdem wir das Geschäft verlassen hatten, wortreich zu erklären, wie aufwendig es sei, unseren Nachnamen zu buchstabieren, und daß er trotzdem verlässlich falsch geschrieben würde.

Wenn du heiratest: Von einer Schwiegertochter habe ich nichts. Die kümmern sich nicht um ihre Schwiegermütter. Töchter kümmern sich um ihre Mütter. Du würdest mich bekochen und mir die Haare waschen, das ist wie eine Kopfmassage. Bei uns ist Uroma im Haus, bei meiner Schwester Omi, die beiden könnten es nicht besser haben.

Ja, das sah ich, aber ich sah auch, daß es nicht für beide Seiten gleich gut war. Wie oft mußte ich, wenn meine Mutter mit einer Nachbarin, die unangemeldet am frühen Nachmittag vorbeigekommen war, im Wohnzimmer eine Zigarette rauchte und ich, Kekse essend und zuhörend, dabeisaß, aufspringen, um meine Urgroßmutter, wie immer eine schmutzige Schürze über dem fadenscheinigen Kleid, im Treppenhaus abzufangen und in ein Gespräch zu verwickeln; andernfalls hätte sie meine Mutter, die Zeit benötigte, um hektisch zu lüften und Aschenbecher und Zigarettenschachtel zu verstecken, beim doppelten Laster – Rauchen und Faulsein – angetroffen, was zur Folge gehabt hätte, daß sie ihr den Zuschuß zum Haushalt kürzte. Oder wie sehr litt, so erzählte meine Mutter, meine Tante darunter, daß sie kaum einmal mit einer Freundin allein sein konnte, um sich ungestört und unzensiert über alles auszutauschen, was die beiden beschäftigte, weil sie es nicht übers Herz brachte, ihrer Mutter, die wie zufällig aufgetaucht war, um sich still lächelnd dazuzusetzen, zu eröffnen, daß sie mit ihrem Gast lieber allein war? Es sah kompliziert aus, Tochter zu sein. Ich war unsicher, ob es für mich von Vorteil wäre, wenn ich als Christine aufwüchse.

Der Name entwickelte ein Eigenleben. Meine Mutter sprach ihr Bedauern über mein Geschlecht so oft aus, daß

jede Christine – und das waren nicht wenige – in mir die Frage auslöste, wie mein Leben aussähe, wenn ich dieses Mädchen wäre. Kam ich, die jeweilige Christine verhalten aufmerksam betrachtend, beim Durchspielen ihrer möglichen gegenwärtigen und künftigen Lebenssituationen in der Regel rasch in Regionen abstoßender Langeweile, hatte es mir eine Trägerin des Namens jedoch angetan. Nicht daß wir befreundet gewesen wären, aber sie gehörte zu dem Pulk von Kindern, der sich in wechselnden Besetzungen am Nachmittag, oft vor dem Mäuerchen an der Kreuzung, traf, um gemeinsam zu überlegen, was man spielen oder tun könnte. Zu dieser Christine blickte ich auf, sie rief in mir eine Wachsamkeit hervor, die Kräfte fühlbar machte und wachsen ließ. Obwohl schmal, ja zart, war sie, dank ihres wilden, grenzenlos scheinenden Wollens, stärker als jeder Junge in unserem Alter. Anders als die übrigen Mädchen machte sie mit, wenn wir uns in Gruppen gegenüberstanden, um uns zu kloppen, wie wir den halb regellosen, halb Regeln unterworfenen Freistil aus Ringen und Schlagen nannten; keiner wollte sie zur Gegnerin haben, weil sie es vorhersehbar schaffte, die Schulter des anderen auf den Boden zu drücken – zur Niederlage kam noch die Scham, von einem Mädchen besiegt worden zu sein. Beim Boken warf sie sich mit reiner Unerschrockenheit in die Zweikämpfe, offenbar gänzlich frei von Sorge, sich zu verletzen oder einen Tritt abzubekommen, der, im Maß des Statthaften, den Zweck hatte, den Gegner in eine Schmerzenspause am Spielfeldrand zu schicken. Ihre Haare fanden sich nicht zu einer Frisur zusammen, sondern standen verdreht oder hingen in Zotteln; immer in Hosen, lief sie, auch wenn

es regnete oder kühl war, barfuß; und Schnodder quoll, manchmal beim Atmen Blasen werfend, in gelben Klümpchen aus der Nase. Sie wohnte am Rand eines Bauernhofs in einer Art Kate, die mit ihren vielen kleinen Anbauten aus Balken und Brettern, den schlecht eingepaßten, unverfugten Fenstern, dem Flickwerk von Teerpappe auf dem Dach aussah wie eine größere Version der Buden, die wir im Wald bauten. Ihre Eltern und die älteren Geschwister arbeiteten als Aushilfe auf dem Hof – von den Erwachsenen mit versteckter, aber hörbarer Verachtung Knechte und Mägde genannt. Weil die alte, nie renovierte Behausung dicht neben dem Schweinestall stand und die sich, dank Fernsehen und Rundfunk, Zeitungen und Bertelsmann Lesering, im Dorf rasant ausbreitende moderne Hygiene nicht bis zu Christines Wohnstatt vorgedrungen war, umgab das Mädchen ein ekelhafter Geruch. Ihr Spitzname war Stinker. Mich wunderte, wie ein Tier, das einen so überfeinen Geruchssinn hat wie ein Schwein, riechen kann, als hätte es in Fäkalien gebadet, und ein wenig war es so auch mit Christine: Sie roch abstoßend, hatte aber Talente, die uns Jungen verzauberten. Am meisten zog uns ihr Mut an. Nichts flößte uns mehr Achtung ein, nichts gab uns inniger das Gefühl, selbst gestärkt zu werden, nichts regte die stets auf etwas lauende Phantasie intensiver an, als zuschauen zu können, wenn ein anderer Mut bewies. Christines größte Mutprobe aber war der Schweineritt.

Weil sie wußte, daß sie das Monopol hatte und wir nichts lieber sahen als dieses Spektakel, brauchte es langes Bitten und Betteln, bis sie sich gnädig herabließ, uns eine Vorführung zu gewähren. Blieben einzelne Aufforderungen,

nachdem sich der Wunsch in der Kinderhorde gebildet hatte, trotz einiger Wiederholungen vergeblich, umringten wir sie, ein flehendes Gedrängel, aus dem hier und da eine Hand, ein Ellbogen fuhr, um sie anzustoßen – mancher Schubs so heftig, daß sie in die Körperwand auf der anderen Seite des dichten Kreises schwankte. Obwohl wir aus dem Ton ihrer Worte bereits herausgehört hatten, daß es an diesem Tag wieder soweit sein würde, wandte sie, mit einer Schwimmbewegung der Arme andeutend, sich aus dem Kreis befreien und wegstehlen zu wollen, plötzlich ein, sie habe nun doch keine Lusten – ein Wort, mit dem wir die Lust hannoversch zur Tätigkeit dehnten. Wir blieben hartnäckig, weil die äußeren Umstände günstig waren: der Hof auf absehbare Zeit frei von Erwachsenen, die Schar der Kinder, die dem Auftritt beiwohnen wollten, vollzählig, die Schweineweide hinter dem Stall, vom Wohnhaus nicht einsehbar, nur von vier, fünf Tieren bevölkert. Wir bestürmten Christine, die Gelegenheit zu nutzen. Das Gebetenwerdenwollen, das sie genoß und mit gespielten Abwehrversuchen auskostete, gehörte zum Beginn der wilden Choreographie. Das Hin und Wider, das Werben und Bedrängen, Rufen und Nörgeln des Kinderchores und das sich steigernde Sträuben und Ausweichen der Reiterin schlug um, als das Mädchen, die Handflächen zeigend und den Kopf vorreckend, grimmig hervorstieß: Na gut, von mir aus. Aber ohne Verkleidung kein Schweinereiten.

Wir jubelten. Ihr Ruf ließ das spielerische Wortgefecht in die entschiedene Aktion kippen, die nach der Entladung der Spannung, wie Christines Gesichtsausdruck,

von einer geklärten Stille durchdrungen war, obwohl wir laut durcheinanderredeten. Sie lief zu ihrem Häuschen, um sich zu holen, was sie für ihre Kostümierung brauchte, und wir rannten zur Schweinewiese, um einen der besten Zuschauerplätze zu erkämpfen – das waren die neben den Torpfosten, an denen man sich festhalten konnte, wenn man auf dem obersten Querbalken des niedrigen Gatters saß. Während alle sich in Position brachten, um eine gute Sicht zu haben, und sich, Erinnerungen an frühere Versionen von Christines Schweineritten vergleichend, lauthals ausmalten, welche Form das Schauspiel dieses Mal annehmen würde, blieb sie eine Weile verschwunden. Einige bangten, ob sie wiederkommen würde. Aber sie kam – und wie. In jeder hochgerekten Hand ein Tuch, schoß sie, mit steifem Körper das Gleichgewicht haltend, auf uns zu. Ich war verblüfft, als ich die Farben sah. Meine Mutter schloß, im Zuge ihrer vielen fidelen Urteilsbildungen, beim Kleiderkauf vehement aus, daß man Rot und Orange kombinieren durfte, weil sich das böse beiße. Und was machte Christine, schon im Anlauf eine der vielen kleinen und großen Grenzen überschreitend, die meinen Alltag durchzogen? Von den Tüchern, die sie hinter sich herflattern ließ, war das eine glühend apfelsinenfarbig, das andere von einem lebendigen Dunkelrosa, kräftig wie das Leuchten einer Katzenszunge. Wie gut das zueinanderpaßte, als die Tücher im Sonnenlicht sich flappend ineinanderdrehten! Christine stellte sich breitbeinig vor dem Tor auf, verknötete das orangefarbene Tuch um ihre Hüften und legte das rosa Tuch über die Schultern, um es mit den Händen, unter dem Stoff, über der Brust zusammenzuhalten. Dann blickte sie, mit herun-

tergezogenen Mundwinkeln und verdrehten Augen, schräg nach oben in die Luft und wackelte lange mit dem Hintern; schließlich blieb sie, in der Seite abgeknickt, steif stehen, die eine Hand auf die Hüfte gestemmt.

Hier ist euer Torero!

Wir klatschten, johlten, traten auf die Balken, in Vorfreude kreischend und erfüllt von Bewunderung für das, was kommen würde. Christine, plötzlich aus der spaßhaften Pose gleichsam herausgefallen, stand für einen Moment erstarrt da und sah verlegen mit leicht gesenktem Kopf auf den gestampften Boden, als suchte sie dort nach etwas. Weil wir befürchteten, sie würde es sich in letzter Minute anders überlegen, und wußten, daß jede Anfeuerung, und sei sie noch so vorsichtig, jetzt das Gegenteil bewirken konnte, wurden wir wie auf Befehl still und sahen sie, unsererseits völlig regungslos, erwartungsvoll an: ein Bild des Zögerns, schwankend zwischen dem gefaßten Entschluß und der Ahnung, daß es vielleicht besser wäre, nicht erneut in die Rolle zu geraten, in die wir sie schreiend gedrängt hatten. Dann ging ein Ruck durch ihren Körper, und sie hob entschieden schmunzelnd, ein Mundwinkel eingezogen, den Blick – als wollte sie uns sagen, sie wisse, was sie tue, und bleibe völlig unberührt von allem, was wir von ihr wollten und dachten. Sie war wieder die, die sie war, wenn sie mit uns spielte.

Sie öffnete das Tor nur so weit, daß sie hindurchpaßte. Nachdem sie es geschlossen hatte, ging sie langsam auf die kleine Herde zu, die, ab und an grunzend, in einer Ecke im schlammigen Boden wühlte. Keiner von uns wußte, wie Christine es schaffte, daß die massigen, schnellen Schweine

sich in ihrer feinnervigen Rastlosigkeit nicht stören ließen, während sie sich ihnen behutsam weiter näherte, bis sie von einem Tier nur noch ein paar Armeslängen entfernt war. Auf der Suche nach Eßbarem grub es seinen Rüssel in das aufgewühlte Erdreich. Die kleinen, menschlich wirkenden Augen waren hellwach. Christine war am Ende ihres leisen Weges angekommen. Die ruhigen Augenblicke, die sie, in Rosa und Orange gehüllt, vor dem zum Greifen nahen Schwein verharnte, kamen mir endlos vor und zogen sich zu einem Bild zusammen, in dem nur die beiden übrigblieben, die sich da gegenüberstanden: das Schwein, als würde es den kleinen, zarten Menschen vor sich nicht wahrnehmen, Christine in reiner Konzentration. Indem sie sich plötzlich nach vorne warf, bekam sie das Tier so zu fassen, daß der vorschnellende rechte Arm um den Nacken des Schweines griff, neben dem sie in die Knie ging. Die Tücher hatten sich gelöst, wehten, vom Schwung der abrupten Bewegung Falten werfend, um ihre Beine und ihren Oberkörper und schleiften mit dem Saum im Dreck. Das ganze Bild war mit den beiden gefüllt, wir sahen nur noch Christine und vom Schwein nur den Kopf und die Brust, um die sich ihr Arm schlang, während der andere herunterhing, als würde sie nicht wissen, was sie mit ihm tun sollte. Dann sah sie zum Himmel, mit dem Blick einer Siegerin.

Wie eine Madonna. Wie eine Madonna.

Aufgeregt hörte ich den Jungen neben mir flüstern. Ich sagte nichts. Ich empfand Widerwillen gegen das Wort, das ich nicht kannte und das nicht hierher nach Brand gehörte. Erst sehr viel später, als ich aus Anlaß einer Ausstellung der

Werke Guido Renis bei Goethe nachlas, was er über den bewunderten Maler geschrieben hatte, fiel mir der Kommentar wieder ein, und ich verstand meinen Nachbarzuschauer. Von Christines Übereumpelung gebannt, fragte ich mich nur, was meine Mutter sagen würde, wenn das ihre Tücher wären. Die Szene dauerte nur die wenigen Sekunden, die das scheinbar überwältigte Tier brauchte, um zu verstehen, was ihm durch den Sprung und den Griff widerfahren war.

Was dann geschah, war kein Reiten, war nicht die Folge von routinierten Abläufen, bei denen der Reiter sich dem großen Tier nähert, in den Steigbügel tretend, mit Schwung aufsitzt, die Zügel anzieht, es durch einen sanften Druck mit den Schenkeln in Bewegung setzt, um zunächst im Schritt zu gehen und später, wenn die Sicherheit des Weges, die Weite der Landschaft dazu reizt, maßvoll zu traben oder in kontrolliertem Galopp dahinzujagen, im sicheren Bewußtsein, den energieverströmenden Körper und die Etappen seines Laufes geschickt und ruhig bis zum selbstgewählten Ende führen zu können. Von Christine kann man nur sagen, daß sie sich kurz, sehr kurz auf dem Schwein hielt. Bevor das Tier, das den Kopf aufbäumte und schüttelte, sich aus der Umklammerung lösen konnte, hatte sie es zustande gebracht, das rechte Bein über den hauthellen, erstaunlich sauberen Rücken zu schieben, während ihre Arme den großen Körper niederhielten. Zugleich zog sie, als wäre es eine einzige Bewegung, das rosafarbene Tuch mit beiden Händen unter dem Hals des Schweines hindurch und mit einem Ruck dessen Kopf hoch, indem sie sich, mittlerweile auf dem Rücken sitzend, krampfhaft

aufzurichten versuchte. Für einen Augenblick sah es aus, als würde das orangefarbene Tuch, das von ihren Schultern fiel, sie in ihren Bewegungen behindern, aber dann rutschte es hinab und hinter ihr quer über den Schweinerücken. Damit begann, was wir Ritt nannten. Das Tier schüttelte sich, indem es nach vorne stürzte. Christine wurde in die Höhe geschleudert, wobei das straff gespannte Tuch, an dem sie sich mit beiden Händen festhielt, ihr Halt gab und verhinderte, daß das rasende Schwein sie abwarf. Es war nur ein knappes, ein wütendes Bocken, über das die Reiterin, inmitten von Farben und Flattern, triumphierte. Denn plötzlich kippte das Tier auf die Seite, drückte seine breite Flanke nach unten und Christine, die sich nicht mehr festhalten und wehren konnte, mit seinem schweren Körper in den Schlamm. Sofort richtete das Schwein sich, gefährlich tretend, mit den Klauen Grund suchend, wieder auf und rannte quietschend davon. Wir klatschten in die Hände, trampelten auf die Balken, schrien durcheinander Worte der Anerkennung und Begeisterung, ein frenetischer Kreis aus Lärm, Applaus für die Augenblicksreiterin.

Das Mädchen aber lag der Länge nach im Dreck, die schmutzigen Tücher, an Reststellen noch leuchtend, unter, neben und über sich, wie eingewickelt.

Zicke zacke zicke zacke!

Eine kräftige Stimme, die wir alle fürchteten, hatte den Doppelruf angestimmt, der Christine dazu bringen sollte, sich dem Schwein noch einmal zu stellen. Und wir alle brüllten die Antwort zurück, wie auf dem Fußballplatz und oder wenn zwei sich schlugen.

Hoi hoi hoi!

Zicke zacke zicke zacke!

Hoi hoi hoi!

Während die Stimme, die einzelnen Silben scharf betonend, und der Chor, sauber intonierend wie ebenfalls eine einzige Stimme, den Doppelruf über die Weide schmetterten, richtete Christine sich mühsam, im Schlick ausrutschend, auf, tastete mit einer Hand im lehmigen Boden herum und zog die durchtränkten, schwer gewordenen Tücher hoch. Heftig atmend und in den Knien zitternd, stand sie da. Im Gesicht und auf den Haaren, an den Armen und Beinen über und über mit Schlamm bedeckt, der in Sonne und Luft rasch zu verkrusten begann, wäre es vergeblich gewesen, sich hier und jetzt säubern zu wollen. Wir grölten in Ekstase. Wir hätten es nie zugegeben, aber der Höhepunkt des Schweineritts, auf den wir uns fiebernd freuten, war der Moment, in dem das Schwein die Reiterin in den Dreck warf. Die ließ reglos, mit zusammengekniffenen Augen, ihren Blick über uns gleiten. Dann senkte sie den Kopf und machte einen Knicks. Ohne die Schweine, die sich beruhigt hatten und in einer Ecke sammelnd drängten, und das Publikum, aus dem hier und da ein letzter unsicherer Beifallsruf aufflackerte, zu beachten, schritt sie, das schlammüberzogene Orange und Rosa hinter sich herschleifend, langsam, als würde sie nachdenken oder die Zeit mit den Schritten dehnen wollen, zurück zum Tor. Bevor sie es öffnete, schüttelte sie kaum merklich den Kopf, daß ihre blonden, dreckverhärteten Strähnen, im Licht glänzend, leicht hin- und herwehten. Wir wußten, daß sie keinen von uns ansehen würde. Sie trat aus der Umzäunung.

Ich komme bald wieder.

Sie schien das eher zu sich selbst als zu uns zu sagen. Ich fragte mich, wo und wie sie sich sauber machen konnte, als sie hinter dem Stall verschwunden war, um in ihre Kate zurückzukehren. Die hatte ich nie von innen gesehen, und ich stellte sie mir dunkel, eng und dreckig vor, zum Waschen nur mit einer Schüssel ausgestattet, wie meine Urgroßmutter sie zu benutzen nicht aufhören wollte, obwohl mein Vater oft anbot, ihr ein Badezimmer einzubauen. Um zu sparen, ließ sie das Wasser für mehrere Waschgänge in der Schüssel, bis es undurchsichtig grau und von der Seife ganz schmierig war. In so einer Schüssel mit schmutzigem, kaltem Wasser, dachte ich mit Abscheu, mußte das Mädchen sich auch von ihrem Ritt reinigen.

Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott. Dieses Gedicht – vier Zeilen in Schnörkelschrift – hing gerahmt im Gemeindehaus. Dort fand der Kindergottesdienst statt, den ich unregelmäßig besuchte, eine didaktisch anspruchslose, aber die Phantasie prägende Veranstaltung. Filzfiguren, die auf eine stoffbezogene Tafel geheftet wurden, ließen uns die verwickelte Erzählung des Glückskindes Joseph und seiner vielen Feinde anschaulich werden, aber auch Wunder wie die Austreibung der unzähligen Dämonen, denen Jesus erlaubt, in die Säue zu fahren, die sich, teuflisch motiviert, von ihrer Weide über die Klippe hinab ins Meer stürzen. Das Gedicht hing im Gang des Gebäudes, das wahrscheinlich nicht viel älter war als ich. Ich kannte Kirchenlieder, die wir in den Got-

tesdiensten sangen, Kinder- und Abzählreime, Verse aus Grimms Märchen und ein paar Gedichtzeilen, die meine Urgroßmutter bei passenden Gelegenheiten, wie zu Beginn des Frühjahrs, verlässlich rezitierte. Aber hier geschah es zum ersten Mal, daß ein Gedicht mir allein, ohne eine gesellige Situation, wie aus dem Nichts, gegenübertrat. Jemand hatte es für wert befunden, samt dem Namen des Dichters – Johann Wolfgang von Goethe – gedruckt zu werden; jemand hatte sich für eine Schrift entschieden, die jeden Anfangs- und Großbuchstaben zu einem winzigen Flechtwerk machte, in dem der Blick sich verlieren konnte; jemand hatte einen schlichten, hellen Holzrahmen ausgesucht und es eingefaßt; jemand hatte es hier, sicher auf Anordnung des Pastors, an der Wand befestigt. Nur auf die Schrift vertrauend, zu der es geworden war, hing es im Gang. Da war nichts weiter als der gedruckte, gerahmte und sichtbar aufgehängte Text, der darauf wartete, dem einen oder anderen Besucher des Gemeindehauses einen Seiten- oder Aufblick zu entlocken, um ihn aus seinem zerstreuten Vorübergehen zu wecken und für ein paar Augenblicke in die offene und in kürzester Zeit überschaubare Sprachwelt zu ziehen. Nach der ersten Lektüre konnte ich die Verse auswendig.

Ich verstand auf Anhieb den Wortlaut der ersten beiden Zeilen, wenn ich auch nicht herausfinden konnte, was das bedeuten sollte: Wie einer ist, so ist sein Gott. Das Wort Spott kannte ich gar nicht. Ich hatte nie gehört, daß ein Erwachsener es verwendete. Es kam nur im Gottesdienst vor. In der Passionszeit wurde *O Haupt voll Blut und Wunden* angestimmt, ein Lied, das meine Mutter besonders

liebte und das sie nie sang, ohne anschließend zu verfügen, die letzten beiden Strophen sollten bei ihrer Beerdigung erschallen. Dieses Haupt voll Blut und Wunden wurde zum Spott mit einer Dornenkrone gebunden. Und in den Geschichten aus den Evangelien wurde erzählt, daß die Oberen spotteten, als Jesus am Kreuz hing und das Volk dastand und zusah, und daß die Soldaten ihn auch verspotteten, indem sie ihm Essig brachten und ihn aufforderten, sich selbst zu helfen. Weil es Jesus war, dessen Haupt zum Spott gebunden und der von den Leuten unter dem Kreuz verspottet wurde, wurde der innere Abstand zu dem Wort noch größer. Ich trug die fünf Buchstaben und ihren Klang, die zischende Eröffnung, das minimale Schubschen des kurzen, tonlosen Vokals und den überraschenden, harten Verschuß in mir herum wie die Murmeln, Schrauben oder Federn, die ich gefunden hatte, in meinen Hosentaschen. Ich sagte mir das Wort immer wieder auf, das für mich Geräusche machte, als fiel eine Kugel auf einen Holzboden, wo sie, leiser werdend, noch ein, zwei Mal hochhüpft und niederklackt, um in eine plötzlich zu hörende Stille zu rollen: Spott, Spott, Spott. Ich ahnte, daß es etwas Böses bezeichnete, aber da ich seine Bedeutung nicht kannte, konnte der Spott keinen Anhalt, keine Wirklichkeit in meinem Empfinden und Denken finden – er blieb ein Teil der Einrichtung der Kirche. Anders als der Taufstein, an den ich nicht dachte, wenn wir den Gottesdienst verlassen hatten, oder das graue Steingeröll aus Holz auf der Spitze des Altars, das vom kindlichen Blick mit Enttäuschung als stümperhafte Illusion durchschaut wurde, blieb das Wort Spott jedoch lebendig in mein Gedächtnis

ingesenkt. Es konnte plötzlich, ohne erkennbaren Anlaß, hervortreten, für eine Weile seine Buchstabenfolge vor das innere Auge stellen, seinen gepreßten, stumpfen Klang hören lassen und lautlos zurück zum Auftakt des Gedichtes schnellen, das sich wie von selbst rezitieren ließ – sein letztes Wort ein dunkler Fleck, der alle vier Zeilen zu einem Rätsel machte, das ich nicht lösen konnte, während ich sie mir, beim Spielen oder in der Badewanne, manisch aufsagte.

Ich fragte nie einen Erwachsenen nach dem Gedicht im Gemeindehaus, wie ich auch unter keinen Umständen etwas von Christines Schweineritt, dem Zeh der Lehrerin oder den Krähenfüßen auf der Straße ins Nachbardorf erzählt hätte. Das fiel unter ein Gesetz des Schweigens, das uns beherrschte, undurchdringlich von den Erwachsenen trennte und unsere vielen kindlichen Welten ebenso schützte, wie seine Undurchschaubarkeit uns ihnen auslieferte.

I I

Obwohl ich den Vater meiner Mutter nicht gekannt hatte, kam er mir sehr nah, viel näher als die meisten Lebenden in meiner Umgebung und näher als alle Verstorbenen, die ich, wie den einen oder anderen Nachbarn, noch erlebt hatte, bevor sie, in Holz gekleidet, in der Erde des Friedhofs versenkt wurden. Als ich begann zu fragen, wo mein Großvater sei, spürte ich, daß seine Abwesenheit eine Geschichte verbirgt. Was war es, das meinen kleinen inneren

Menschen so hellhörig machte? Es waren das Schweigen, die Ausflüchte der Erwachsenen. Das ist nichts für dich, es ist nicht wichtig, woran er gestorben ist, er ist an der Schwermut gestorben – solche Antworten, denen leicht anzumerken war, daß sie etwas verschleiern sollten, bekam ich knapp und von meiner Großmutter mit einer mir sonst unbekanntem, bitteren Patzigkeit zu hören, als ich, von früh auf gewohnt, daß über den Tod und Tote unbefangen gesprochen werden konnte, nach ihrem Mann und den Umständen seines Todes zu fragen begann. Daß Schweigen dazu dienen kann, etwas zu verschweigen, ist für das Kind, dem kaum etwas wichtiger ist als die Grenze der Sprache, mit der es seine Geheimnisse einhegt, leicht zu entlarven. Das Ausweichen ließ spüren, daß etwas verborgen bleiben sollte. Das machte im Fall meines Großvaters den Verstorbenen rätselhaft und verlieh ihm so eine der Eigenschaften, die mich am stärksten anzogen. Er war ein Schatten, den jemand, der unsichtbar blieb, aus einem anderen Zimmer warf.

Meine Großmutter ließ sich eines Nachmittags durch mein wiederholtes, hartnäckiges Zurückkommen auf die Abwesenheit ihres Mannes aus ihrer entschlossenen Schweigsamkeit zwei Dinge entlocken, die dem Rätsel minimal Kontur, ihm aber durch ihre unverständliche Drastik noch stärkere Intensität gaben. Das geschah, als wir in ihrer Stube saßen und zu zweit in den Garten schauten, in dem sich die Kirschbäume bis zur Handwerkshalle reihten. Ich hatte es gewagt, das Gespräch auf meinen Großvater zu bringen, und in eine der taktischen Pausen hinein, die ich jeweils meinem stoßweisen, mit Worten und Blicken vorgebrach-

tem Quengeln folgen ließ, sagte sie plötzlich unwirsch: Er habe sich erschossen, daran sei der Krieg schuld gewesen, dafür sei ich zu klein.

Und wo hat er sich erschossen?

In der Halle. In den Kopf.

Sie schwieg eine Weile, ohne mich anzusehen.

Er hatte ein winziges Einschußloch in der Schläfe, man hat es kaum gesehen, der Rand war ganz sauber.

Daß jemand sich umbrachte und daß der Krieg die Ursache davon sein sollte, rief zwar Vorstellungen von beidem in mir hervor, sie blieben jedoch unbestimmt bis auf sehr wenig, was ihnen Bedeutung gab. Das Wort Krieg kam ständig vor, es wurde nüchtern im praktischen Sinne gebraucht wie alle anderen Wörter. Es hatte aber einen besonderen Sinn, weil die Erwachsenen die Jahre danach einteilen, es gab die Zeit vor dem Krieg, die Zeit im Krieg und die Zeit nach dem Krieg: Das war die, in der wir lebten. Von der Zeit im Krieg wußte ich damals nicht mehr, als daß wir – wie es, mich einschließend, in der ersten Person Plural hieß, als hätte ich damals schon gelebt – zum Glück genug zu essen hatten und den Verwandten in der Stadt davon sogar abgeben konnten. Dazu kam eine Episode, die meine Urgroßmutter mir mehrmals erzählt hatte, wenn wir am Fenster saßen und in der hereinbrechenden Dunkelheit auf die Rohbauten im Neubaugebiet sahen: Die Engländer hätten im Osten ein paar Bomben auf die Äcker zwischen den Dörfern fallen lassen, nachdem sie von der Stadt, deren Feuerbrand am Horizont als Lichtschein zu sehen war, zurückgekehrt waren. Das war keine Geschichte, die Gefühle in mir hervorrief, weil meine Urgroßmutter das mit einer

Distanz erzählte, die deutlich machte, daß sie selbst bei dem Bombenwurf keine Angst gehabt hatte (ich habe sie überhaupt nie ängstlich erlebt, selbst vor einem kläffenden Rottweiler schob sie nur, unerschrocken stehengeblieben, leicht das Unterkinn vor, während ihr Kopf sich etwas hob).

Und was hättest du gemacht, wenn sie Bomben auf unser Dorf geworfen hätten?

Wir wären in den Keller gegangen.

Und dann?

Wir wären wieder herausgekommen, wenn es vorbei gewesen wäre.

Und wenn der Ausgang verschüttet wäre?

Ach Junge, dann hätten andere die Steine weggeräumt.

Aber wenn der Schutthaufen zu groß wäre?

Dann hätten sie Pferde geholt.

Dein Großvater hat sich erschossen – das klang wie eine Antwort auf die aus Langeweile vorgebrachte Frage, was ich denn malen solle. Die innere Nötigung, die der Satz auslöste, blieb hilflos vor dem Ungreifbaren – die Backen der Zange bekamen in der Luft nichts zu packen – und ließ mich die völlige Unfähigkeit spüren, zu entscheiden, welche Formen und Farben hätten gewählt werden müssen, um sich auszumalen, wie es aussah, wenn sich jemand erschöß; so angestrengt ich es auch versuchte, es war mir unmöglich, ein Bild wirklich werden zu lassen, das sich auf seine Weise angemessen und richtig anfühlte. Ich hatte gesehen, wie Stare geschossen wurden und steinschwer aus den Kirschbäumen fielen, ich hatte mit einer Mischung aus Vergnügen und Grauen verfolgt, wie ein Kaninchen, in vollem Lauf von Schrot getroffen, zu einem sich überschlagen-

den, dahinkugelnd verwuschelten Ball wurde, bis es tödlich erschlafft liegen blieb. Aber ein Mensch? Ein paar mal kramte ich das Luftgewehr hervor, das für die Vogeljagd im aufgelassenen Schweinestall halbherzig hinter Werkzeug versteckt war, und drückte mir das Ende des Laufs an die Stirn; doch ich empfand nichts, und die Wiederholung der Geste, die mein Großvater ausgeführt hatte, um zu sterben, machte mir seine Tat noch unwahrscheinlicher. Sie blieb unvorstellbar.

Nach der ersten Erzählung meiner Großmutter, der sie, solange ich Kind war, kein Jota mehr hinzufügte – Details wie der Markenname des Kleinkalibergewehrs, die professionell erscheinende Präzision des Schusses, Andeutungen zum Horror des Krieges, von dem er in jedem Brief geschrieben hatte, der Ortsname Minsk und Berichte von Symptomen, die auf eine schwere Depression deuteten, kamen ebenso erst später wie stolze Hinweise auf die Häuser, die er als Maurermeister in Brand und umliegenden Dörfern geplant und gebaut hatte –, nach der ersten Erzählung meiner Großmutter war es unvermeidlich geworden, daß ich mich mit der merkwürdigen Begebenheit beschäftigte. Nicht nur, daß ich an sie dachte, wenn ich die Halle sah, in deren Umgebung ich gerne spielte, nicht nur, daß mich die sicht- und fühlbar in Leid gefaßte Trauer meiner Großmutter daran erinnerte, allmählich verband sich der Selbstmord mit einem Bild, das anders ausfiel als meine vergeblichen szenischen Entwürfe. Seit dem Tod ihres Mannes trug meine Großmutter Schwarz, und es war immer dasselbe schmal geschnittene, über die Knie reichende Kleid mit langen, bis über die Handgelenke gehenden Ärmeln,

deren linker eine leichte Ausbeulung hatte: Dorthin steckte sie ihr weißes, spitzenbesetztes Stofftaschentuch, wenn sie es nicht in der Hand hielt. Sie muß mehrere Exemplare des Kleides besessen haben, denn obwohl sie es täglich, zu allen Jahreszeiten, bei Frost wie bei Sommerhitze, trug, war es stets tadellos sauber, wie frisch gewaschen und gebügelt. Darüber aber war eine Schürze gebunden, ebenfalls schwarz, von Flecken übersät, speckig glänzend und hier und da zerschlissen. Es war immer dieselbe Schürze, die sie, anders als das Kleid, nie wechselte und auch nicht säuberte – was mit der Zeit, die an der weiteren Verdreckung arbeitete, um so mehr auffiel, als meine Großmutter größten Wert darauf legte, penibel gepflegt und gekleidet zu sein. Die schmutzige schwarze Schürze über dem sauberen schwarzen Kleid – das war das Bild, mit dem ich den Tod meines Großvaters verband, und weil ich meine Großmutter täglich sah und oft und gern an sie dachte, wurde ich chronisch an die unvorstellbare Tat erinnert.

Das zur Gewohnheit gewordene Begrübeln der unverständlichen Szene, die mir erzählt worden war, zur undurchdringlichen Rätselhaftigkeit seines Todes verdichtet, ließ mir den Großvater auf eine Weise anwesend werden, die mich zunehmend bestimmte. Dachte ich an ihn, dachte ich daran, daß er sich in der Halle erschossen hatte und daß er das wegen des Krieges getan hatte – beide Unvorstellbarkeiten ließen die Phantasie schubweise mit hilflosem Aufwand an- und dann vergeblich ins Leere laufen, verstärkten sich wechselseitig und riefen mir den Unbekannten mit schmerzlichem Bedauern, daß ich ihn nicht hatte kennenlernen können, und mit Trauer darüber, daß

er nicht da war, fotogenau vor Augen. Wie andere gelegentlich bemerkten, hatte er sich zwei Jahre vor meiner Geburt erschossen, und er hätte sich über mich sehr gefreut – er mochte Jungen viel lieber als Mädchen. Dadurch verstärkt, wuchs die erhebende Empfindung, ein außerordentliches Gefühl mein eigen nennen zu können, das um so geheimnisvoller wurde, als die Erwachsenen nicht von dem Toten sprachen. So wurde der mysteriöse Vorgang Teil der seelischen Welten, die ich peinlich genau vor Einblick durch die Erwachsenen abschirmte. Mein toter Großvater wurde zu meinem ständigen Begleiter, der aufgrund seiner Ausnahmegeschichte eine Sonderstellung in dem Kosmos von Gestalten einnahm, den ich unsichtbar mit mir herumtrug. Anders jedoch als den handfesten Stofftieren und allen aus der phantastischen Schar der hilfreichen Freunde und bedängstigenden Feinde gab ich ihm keinen Namen. Das lag daran, daß meine Mutter mir erzählte, daß mein Name eine moderne Form des seinen war, was in mir die Furcht auslöste, er würde mir bis zur Vermischung oder Verwechslung zu nahe rücken, wenn ich ihn, und sei es nur mit lautloser Stimme, anspräche: Heinrich. Die Scheu, ihn mit einem Spitz- oder Kosenamen zu belegen, wie ihn alle in den äußeren und inneren Welten, in denen ich mich bewegte, zur Orientierung unweigerlich trugen, rührte zudem von etwas anderem her: Er war aufgrund der wenigen Worte, die ich über ihn gehört hatte, zu einem höheren Wesen geworden und überragte das gesamte Figurenensemble meiner Kindheit, einschließlich meiner Mutter und meines Vaters, um ein Maß, das ihn ins Himmlische oder Überhimmlische entrückte.

Einmal träumte ich von ihm: Ich war allein im Haus, am Küchentisch mit irgend etwas beschäftigt, als ich hörte, daß sich jemand im Wohnzimmer, in der gegenüberliegenden Ecke des Gebäudes, zu schaffen machte. Neugierig, was das sein könnte, ging ich über die Diele und durch das Eßzimmer in den Raum, aus dem ich das Geräusch vernommen hatte. Links von mir, gleich hinter der offenen Schiebetür, stand ein Mann, von dem ich sogleich wußte, daß er mein Großvater war. Aber er war ein junger Mann, und er war nicht gekleidet, wie ich es von den Maurern kannte. Statt dessen trug er ein schwarzgestreiftes weißes Hemd, an dem blau-goldene Knöpfe funkelten, mit Manschetten und einem langen spitzen Kragen, eine schwarz, weiß und grau gestreifte Krawatte und eine schwarze Weste, in die Taschen eingenäht waren. Sein auffallend ovales Gesicht sah mich so an, wie ich es von den Fotos im Album meiner Großmutter kannte: Die Augen, einen Hauch zu weit auseinanderliegend, blickten klar und entschlossen, die Nase war fein und gerade modelliert, die Lippen preßte er fest zu einem Strich zusammen, wobei er den linken Mundwinkel minimal, erst auf den zweiten Blick zu sehen, nach außen zog, so daß sich an der Wange hinauf eine feine Längsfalte bildete. In der rechten Hand hielt er einen Zollstock, dessen ausgeklappte Hälfte in der Luft schwankte, als wäre der Mann eben aufgestanden, zwischen den beiden letzten Fingern der linken klemmte ein Zimmermannsbleistift. Unsere Blicke trafen sich, und ich verstand, daß er den Raum vermaß. Auf dem Teppich lag aufgeklappt ein Notizbüchlein, auf dessen karierten Seiten breit geschriebene Zahlen und Linien erkennbar waren, Schemen von

Grundrissen und Mauerwerk, Andeutungen von Bäumen und Gewölk, vereinzelt Wörter.

Er betrachtete mich mit ruhiger Gründlichkeit, unter verständnisvoll erhobenen Brauen, als würde ihn mein Auftauchen nicht wundern. Er nickte. Dann drehte er sich weg und ging in die Hocke, um den Zollstock in der Ecke anzulegen, deren eine Wand zur Schiebetür führte. Es war traumklar, daß er in Ruhe gelassen werden wollte. Ich sagte nichts, ging zurück in die Küche und hoffte, er würde wieder so gehen, wie er gekommen war.

Eines Tages fühlte es sich an, als wäre ich in einem Rohbau erwacht, einem unverputzten Raum mit Durchbrüchen für Tür und Fenster, nachdem ich in meinem Kinderzimmer eingeschlafen war. Als hätte mir jemand so langsam, daß es beim selbstvergessenen Gespränge, Gelaufe und Getrappel gar nicht zu spüren war, den Boden unter den Füßen weggezogen, um erst mit dem letzten Ruck das, was trägt, und das, was getragen wird, plötzlich und wahrnehmbar unwiderruflich voneinander zu trennen, sah ich mich in der Luft hängen – wie eine dieser Comicfiguren, die jagend oder fliehend über eine Felskante in einen Abgrund geraten, über dem sie sich, noch ein paar Bilder lang heftig in der Luft strampelnd und Fragen hervorsprudelnd, halten können, bevor sie mit einem skizzenhaft angedeuteten Wirbel über ihrem Körperchen in die Tiefe fallen. Die veränderte Situation, in der ich mich und meine Umgebung vorfand, stand in drastischem Gegensatz zu der lautlosen, grundstürzenden Vollständigkeit, mit der sie sich vollzogen und mein Leben zu einem anderen gemacht hatte, als ich es bisher

kannte. Von heute auf morgen sah ich mich in einer Enge gefangen, die sich aus Verrichtungen zusammensetzte, die ständig wiederkehrten und den einzigen Zweck hatten, in einem Zirkel von Gewohnheiten den eigenen Zustand ins Endlose zu verlängern.

Ich fuhr mit dem Bus in die Kreisstadt, um das Gymnasium zu besuchen, und lungerte am Bahnhof herum, wenn ich die Rückfahrt verpaßt hatte. Ich trug die Wochenzeitung und Reklamezettel aus, um mein Taschengeld aufzubessern, und suchte auf dem Boden der Telefonzelle, die an der Kreuzung, dem Mäuerchen gegenüber, aufgestellt worden war, nach Münzen. In *Mickey Mouse* fand ich Notausgänge aus der Tristesse, und als mutig galt es, im neu eröffneten Supermarkt ein Milky Way zu stehlen. Statt in der Kanne Milch zu holen, die wir nun im Laden kauften, weil es hygienischer und billiger war, trug ich für meinen Vater und seine Handwerksfreunde Bier und Zigaretten vom Kiosk auf die Baustelle. Ich strich den Jägerzaun, bis zu den Ellbogen von der braunen Farbe imprägniert, Muster des erstarrten Fließens auf meiner Haut, und versuchte mich damit zu trösten, daß Tom Sawyer vor seinem Gartenzaun ebenfalls unglücklich war. Ich saß im Wartezimmer des Zahnarztes, der seine Praxis im kirchenlosen Nachbardorf etabliert hatte, und beobachtete endlos, wie in dem Aquarium, zwischen salatartigen Wasserpflanzen und über einer Seesternattrappe aus Plastik, ein Dutzend gelber Platys und zwei Skalars sich immer von neuem mit jeweils kollektivem Schwung entgegenschwammen, als ob sie miteinander kämpfen wollten, vor dem inständig von mir erwarteten Zusammenstoß aber jedesmal abdrehten.

Ich lehnte mich auf dem Friedhof mit aller Kraft an einen schief stehenden Grabstein, um zu sehen, ob er umfallen würde. Rutsche und Reckstangen, die im Neubaugebiet den ersten Spielplatz bildeten, den ich sah, ließen mich nach dem versuchten kurzen Gebrauch kalt, und wir warfen die Bierflaschen, die von den großen Jungen mit den Kippen und Schokoriegelverpackungen im Sand zurückgelassen worden waren, gegen das Metall, bis das Glas endlich zersplitterte. Sprach ich mit den Jugendlichen, verstand ich mit einer Furcht, für die ich mich schämte, daß die Zeit viel zu schnell kommen könnte, in der erwartet werden würde, daß ich von Mädchen und Mofas träumte. Die Tage wurden in stets engere Abschnitte eingeteilt, und wenn es noch geschah, daß wir uns ungeplant in einem Wartehäuschen oder am Kiosk zusammenrotteten, fanden wir uns rasch enttäuscht in einer gemeinsamen Leere vor, die mit jeder vergeblichen Frage, was wir tun könnten, bleierner wurde. An die Stelle der Langeweile war eine Öde getreten, die durch die Leichtathletikstunden im Sportverein und die Schießübungen im Schützenhaus, das Krökeln und das im Rundlauf ewige Tischtennispielen nicht vertrieben, sondern zu einem Gemisch verdichtet wurde, das sich verhärtete und den verwaisten inneren Menschen erstarren ließ. Die ungeliebte Schule, organisierter Sport, ein dürftiges Geldverdienen, gelegentliches Einkaufen in der Stadt und das sich wüstenhafte Auswachsen dessen, was mit einem neuen Wort Freizeit genannt wurde, begradigten die Kindheit und ließen ihre wilden, verwunschenen Ufer bekämpft, bereinigt und zerstört zurück – wir begannen zu wiederholen, was die Erwachsenen um uns taten, und

nahmen vorweg, was unser Alltag sein würde, sollten wir eines Tages, wie vehement vorgesehen, Bankkaufmann oder Versicherungskauffrau, Ärztin oder Lehrer, Auto-mechaniker oder Floristin werden. Nichts geschah mehr von innen heraus, selbst was ein Vergnügen sein sollte, war mühsam und von einer gewaltsamen Förmlichkeit belastet, die uns antrainiert wurde.

Weißt du noch, wie du den Wald angesteckt hast?

Ja, das wußte ich.

Weißt du das noch?

Ich schwieg weiter.

Erzähl es mir noch mal.

Mama, ich bin so müde von der Fahrt, es hat aus Kübeln geschüttet, ich habe noch nichts gegessen, und das habe ich schon x-mal erzählt.

Bitte, ich höre das so gern.

Mama, ich weiß nicht.

Jetzt mach. Noch einmal.

Das war ein Wäldchen, ein kleines Wäldchen auf einer Wiese, kein Wald.

Egal.

Die leere Metalltonne reichte uns bis zu den Schultern. Wir hatten sie mit getrocknetem Gras, mit Zweigen und Ästen gefüllt, die in jenem frühen, überheißten Herbst zu brechen und zu knacken schienen, wenn man sie nur falsch ansah. Die Tonne stand auf einer Wiese, die zu mähen niemand kam und deren hohe graue Halme sich zu einem knirschenden Gestrüpp verdichtet hatten, in dem wir bis zu den nackten Waden versanken.

Ja, das höre ich gerne.

Auf der Wiese standen Kiefern, so nah beieinander, daß ihre tiefen Kronen, nicht weit über unseren Köpfen, sich ineinander verfilzten. Ich hatte die Streichhölzer geklaut, die bei deinen Zigaretten lagen. Die graue Strickjacke, die mit dem grünen Saum und den Knöpfen aus Hirschhorn, war viel zu warm.

Das weißt du noch?

Ja, ich habe das doch schon x-mal erzählt.

Erzähl weiter.

Ich riß ein Streichholz an und paßte auf, daß kein glühender Brösel auf den knüppeltrockenen Boden fiel. Als es brannte, hielt ich es schräg, damit die kleine Flamme an dem Hölzchen wachsen konnte.

Ich dachte, das Streichholz ist beim Anreißen auf den Boden gefallen.

Ich glaube nicht.

Und dann?

Dann hielt ich es an das Brennzeug, das oben aus der Tonne ragte, an möglichst feine Teilchen, damit es sich rasch entzündete. Es fing sofort an zu brennen. Die Flammen wucherten auch nach unten. Wir hatten Löcher in die Tonne gebohrt, mit Papas Stichel. Im Nu schoß ein heißes, loderndes Feuer aus der Tonne.

Hattest du Angst?

Nein, wir freuten uns, daß so schön brannte, was wir zusammengesucht und hineingestopft hatten.

Und weiter?

Die Tonne fiel um.

Sie fiel um?

Ja, sie kippte um. Sofort fing das trockene Gras zu unseren Füßen Feuer, es brannte in alle Richtungen.

Weiß du noch, warum?

Nein, das habe ich mich oft gefragt. Wir sind sicher nicht dagegen gestoßen, weil wir Abstand hielten, wegen der Flammen und der Hitze. Ich schätze, sie hatte keinen festen Halt, ohne daß wir das gemerkt hatten, und das Feuer in ihr muß solch eine Kraft entfaltet haben, daß es die Tonne in Bewegung setzte. Du lieber Himmel, Tonnen, in denen es brennt, können eben umkippen.

Das hast du von Uroma.

Was?

Du lieber Himmel.

Mama, was soll das, man hat das meiste irgendwoher.

Und was habt ihr gemacht?

Wir haben versucht, die Flammen auszutreten. Aber das ging nicht, mit den Sandalen. Alles ging viel zu schnell, wir standen sofort mitten im Feuer. Es hatte auch begonnen, an den Stämmen emporzulecken.

Zu lecken?

Ja, das kann man so sagen. Das weißt du doch.

Es klingt schön.

Also gut, die Flammen sind emporgeleckt.

Und weiter?

Dann sind wir weggerannt, aus dem Wäldchen hinaus auf den Weg, der zum Friedhof führt. Dort stellten wir uns hin und sahen zu, wie das Wäldchen immer mehr in Brand geriet, bis alles ein einziges riesiges Feuer war. Alles brannte, der Boden und die Bäume, alles stand in Flammen, und die Tonne war nicht mehr zu sehen.

Weißt du noch, wie die Feuerwehr kam?

Ja, sie kamen zu spät.

Hattest du gar kein schlechtes Gewissen?

Nein, Mama, das weißt du doch alles. Ich bin wirklich müde.

Sag mir noch warum.

Weil es so schön brannte.

Ulrich Keicher danke ich dafür, daß ich den Schluß des 5. Kapitels aus dem von ihm verlegten Band *Brennen* (2021) übernehmen konnte.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2025
Wallstein Verlag GmbH
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag, Göttingen
unter Verwendung eines Ölgemäldes von
Julius Paulsen: »En sommerdag på landet«, 1914
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-5857-7

